

Andi Schoon
White Suburbia. Tempura
curatorbooks 012
cccccc.ch, 2024
978-3-03947-012-9

curatorbooks

Die edition taberna kritika wird vom Bundesamt für Kultur (CH)
mit einem Förderbeitrag für die Jahre 2021-2024 unterstützt.



Andi Schoon
White Suburbia.
Tempura.
Alle Rechte vorbehalten

curatorbooks 012
cccc.ch
© edition taberna kritika, Bern (2024)

Kein Teil dieses Werkes darf in irgendeiner Form ohne die ausdrückliche schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder anderweitig verbreitet werden.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://www.dnb.de> abrufbar.

978-3-03947-012-9

Andi Schoon

White Suburbia
Tempura

Ein Essay und vier Erzählungen

White Suburbia.

**Cape Town
Stellenbosch
Johannesburg**



CAPE TOWN

Mount Pleasant liegt umzäunt auf einer kleinen Anhöhe. Eine neogotische Villa, fast schon ein Schloss mit parkähnlichem Garten. Erbaut 1883, wurde das Anwesen in den frühen 1990er Jahren zum Nationalen Monument erklärt – und doch thront es noch heute still für sich, ein Kleinod im Schatten des Tafelbergs. Genau an dieser Stelle hätte die legendäre Eisenbahnlinie *Cape to Cairo* starten sollen.

Die umgebenden Ländereien waren über das 19. Jahrhundert im Besitz des Zeitungsmagnaten Fred Centlivres. Mount Pleasant war zu dieser Zeit das zentrale Gebäude des Großgrundstücks. 1894 verkaufte Centlivres das Gebiet – bis auf die Villa selbst – an den Unternehmer und Politiker Cecil Rhodes, der den Standort schon lange geschätzt und insgeheim bereits verplant hatte: Hier sollte erstens eine Universität entstehen und zweitens eine Bahnlinie beginnen. Der Rest des Landes hatte unbebaut und naturnah zu verbleiben. Rhodes gründete eine Stiftung, die nach seinem Tod den akademischen Teil umsetzte, während die Bahnlinie unverwirklicht blieb. Doch die ursprüngliche Idee einer durchgehenden Verkehrsader von Süd- nach Nordafrika durch die Kolonien des *Empires* ist genau hier entstanden, in den Southern Suburbs, der privilegiertesten Wohngegend von Kapstadt, um nicht zu sagen: des afrikanischen Kontinents.

Cecil Rhodes, bekannt als notorischer Rassist und eifrigster Verfechter britischer Kolonialpolitik, hat an den Hängen von *Devil's Peak* die Grundlage für alles gelegt, was die Southern Suburbs attraktiv macht. Von südlicher Seite her beschrieben befinden sich dort weltbekannte Weingüter, ein paradiesischer

Park, das angesehenste Krankenhaus der Region und die beste Uni des Kontinents. Das aber ist die Ambivalenz der Ausbeutung: Sie kann Hochschulen und Naturschutzgebiete ermöglichen, Forschung und Stipendien. Akkumuliertes Kapital führt im besten Fall zu Kultur und Zivilisation, zu Impulskontrolle, höflichem Umgang, Diplomatie, Kontemplation und ästhetischer Gestaltung. Doch die herausragenden Leistungen der Menschheit haben noch immer auf dem Rücken von jemandem stattgefunden.

Und nun sitze ich hier und schaue auf mir unbekannte Flora, Fynbos und Bougainvillea. Es ist der Tag von Putins Überfall auf die Ukraine. Ich bewohne einen Teil der Villa Mount Pleasant – die ehemalige Dienstmädchenwohnung wird auf *AirBnB* angeboten. Das *Manor House* befindet sich im Stadtteil Rondebosch, an der Grenze zu Newlands. Ich habe dort Quartier bezogen, weil die Uni in der Nähe ist – aber auch, weil mich die Überbleibsel von *white suburbia* interessieren. Wie leben ‘die Weißen’ heutzutage in Südafrika? Ich ahne schon bald, dass dies in mehrerlei Hinsicht zu pauschal gefragt ist. Und warum will ich das überhaupt wissen? Es hat familiäre Gründe, dazu später mehr.

Nach Rhodes’ Tod 1902 war Mount Pleasant für 30 Jahre Sitz des Deutschen Konsulats. Friedrich von Lindequist residierte hier, der ab 1905 Nachfolger des Massenmörders Lothar von Trotha als Gouverneur in Deutsch-Südwestafrika wurde. Dann übernahmen Sir Edward John und Lady Harding vom Britischen High Command die Räumlichkeiten. Über diese Zeit lese ich in der mir vorliegenden Gebäudebiografie: «*Mount Pleasant is said to have been a fine homestead at which hospitality was*

dispensed on a lavish scale. Tradition has it that money was buried on the property.»

In den 1960er Jahren wohnte mit Albert van der Sandt ein Sprössling der ehemaligen Besitzerfamilie Centlivres auf Mount Pleasant, seines Zeichens Oberster Richter und Kanzler der Universität. Um 1980 soll Schlagersänger Gé Korsten eine Zeit lang sein Unwesen getrieben haben. Er wurde mit einer Afrikaans-Version von *Erika* bekannt, dem liebsten Marschlied der Deutschen Wehrmacht. Und vom Nachbesitzer Kenneth White ist die allabendliche Frage an seine Gattin überliefert: «*Shall we take a post-prandial promenade around the property, Pamela?*»

Die sehr britische Landlady, sie heißt Claire, führt mich durchs Haus: prachtvolle Rauminszenierungen mit Blick fürs historische Detail. *Cape Heritage* nennt sie das und berichtet stolz, das Grundstück durch kleine, aber geschickte Eingriffe zum Bergmassiv hin ausgerichtet zu haben, der Blick aus ihrem Schlafzimmer sei fantastisch. Das macht den Unterschied in Cape Town, du musst auf den Berg schauen können. Ich spreche Claire aufrichtigen Dank für die Instandhaltung von Mount Pleasant aus – «*on behalf of cultural history*» – und kehre zurück in den Flügel fürs Dienstpersonal. Später legt sie mir ein selbstgebackenes, sehr weißes Weißbrot auf die Terrasse.

Die Southern Suburbs sind ein immersives Erlebnis, man umgibt sich mit passenden Versatzstücken und inszeniert den isolierten Ausschnitt. Das Standesbewusstsein der Anwohnenden leitet sich einerseits aus den real herrschenden Verhältnissen ab. Andererseits befindet sich *white suburbia* heutzutage unter einer Art Dauer-Lockdown. Die Oberschicht wohnt hinter

Mauern mit aufgesetzten Elektrodrähten, der öffentliche Raum ist unsicheres Terrain. Das langsame, aus der Zeit gefallene Leben findet auf geschütztem Territorium statt, doch die Häuser wirken inmitten ihrer Abwehranlagen wie eingeklemmt. Aus- und Einsperrung liegen nahe beieinander.



Auf einer ersten Fahrradtour durchs Viertel habe ich den Eindruck, dass Europa und Afrika hier nebeneinanderher laufen, ohne sich wirklich zu berühren. Der Verkehr ist nicht auf Fahrräder eingestellt, ich sehe auch kein zweites, und die Auspuffgase sind offensichtlich unreguliert. Claire sagt, man könne überall zu Fuß hingehen. Doch mir scheint, sie ignoriert einfach alles, was nicht in ihre Wahrnehmung passt. Es liegt ein besonderer Geruch in der Luft, wie parfümiertes Desinfektionsmittel, so als müsse man irgendetwas überdecken. Dabei liegen die Verhält-

nisse offen zutage. An vielen Stellen der Southern Suburbs sorgt schwarzes Personal für Sauberkeit und Sicherheit. *Security* ist hier Privatsache, eine Dienstleistung, die sich einkaufen lässt.

Ich lese weiter über Rhodes und betreibe Feldforschung in Randgebieten. Zwei nahegelegene Denkmäler erinnern an diesen Giganten des Desasters – oder haben das jedenfalls getan, bis zur Aktion *#RhodesMustFall* 2015. Die Uni-Proteste begannen am 9. März und führten zur Entfernung der Rhodes-Statue vom Campus einen Monat später (sie wurde von der Stiftung *Cape Heritage* «sicher eingelagert»). Sein Bildnis am etwas höher gelegenen *Rhodes Memorial* wird regelmäßig beschädigt und später wieder hergestellt. Wikipedia berichtet, «*Memorials to Rhodes have been opposed since at least the 1950s, when some Afrikaner students demanded the removal of a Rhodes statue at the University of Cape Town.*» Moment mal: Afrikaander-Studenten, also weiße Buren, haben damals den Abbau der Rhodes-Statue gefordert?! Eine Woche später werde ich verstanden haben, warum.

Der Zugang zum Memorial ist derzeit gesperrt, und dies wird per Beschilderung sehr deutlich gemacht. Hat das mit dem Brand zu tun, der die Universität unlängst heimgesucht und weite Teile des Osthangs versengt hat? (Kein unüblicher Vorgang übrigens, denn für den ubiquitären Fynbos-Farn gehört das Feuer zum Überlebenszyklus.) Ich mogle mich über Radwege, die keine sind, vielmehr ein wirres Geflecht von Auf- und Abfahrten der Autobahn M3. Doch schließlich stehe ich an der Stelle, von der aus Rhodes seinerzeit in Richtung Kairo sah – heute führt der Blick über die Cape Flats, ein weites, flaches Feld mit Millionen prekär lebender Existenzen.

Später in den Kirstenbosch Gardens beeindruckende Leistungsschau einheimischer Pflanzenwelt. Das Bürgertum picknickt. Und wie es sich für paradiesische Orte gehört: Es wird vor Schlangen gewarnt.



Moscow on the Hill

Offiziell gastiere ich als *Visiting Academic* im Rahmen eines Forschungsprojekts an der *University of Cape Town* (UCT). Die Stadt funktioniert über Schlüssel und *key cards*. So gesehen ist mein UCT-Ausweis tatsächlich eine Art Pass. Beim Betreten des *South African College of Music* (SACM) höre ich eine Arie von Verdi. Dem Gesang folgend, stehe ich alsbald vor der geöffneten Tür zum Opernstudio. Zwölf Studierende und ein Korrepetitor proben dort, sie alle sind *persons of colour*. Ich schaue auf den an

der Tür ausgehängten Stundenplan. Für jeden Vormittag steht dort abwechselnd «*Italian for Musicians*», «*French for Musicians*» und «*German for Musicians*». Später zeigt mir die Musikbibliothekarin stolz ihre wichtigste Lexikonreihe, die deutschsprachige Gesamtausgabe von *Musik in Geschichte und Gegenwart*, Verlag J.B. Metzler zu Stuttgart.

Auch in den Projekten der Doktorandinnen und Doktoranden finden sich vornehmlich Auseinandersetzungen mit Positionen der europäischen Kunstmusik-Tradition. Mein erster Gedanke ist, dass es sich um eine Art Mimesis der ehemaligen Dominanzkultur handeln muss, dann überlege ich: Vielleicht gehört ihnen diese Tradition genauso wie mir – oder noch viel mehr als mir, der ich doch kaum eine Ahnung von Brahms und Chopin habe. Schließlich bekomme ich erzählt, dass viele Studierende auf ein Ticket nach Europa hoffen, um an den dortigen Konzert- und Opernhäusern Karriere zu machen. Die Chancen seien dort nach wie vor besser als hier vor Ort. Im Kopierraum, gleich neben dem Altpapier, stehen drei Büsten, die offenbar kürzlich ausrangiert wurden: es sind Mozart, Schubert und Strawinsky. Vielleicht vollzieht sich Veränderung in der klassischen Musik einfach etwas langsamer als anderswo.



Während der Apartheidszeit nannte man die UCT «Moscow on the Hill» – ein schwerer Vorwurf, versuchte sich Südafrika doch als Teil des westlichen Bündnisses gegen den Kommunismus zu inszenieren. Auch Erik Chisholm, dem SACM-Leiter zwischen 1947 und 1965, wurde eine kommunistische Neigung nachgesagt. Kurz vor seinem Tod durchsuchte die Polizei (vergeblich) sein Studierzimmer, um Verbindungen zur Sowjetunion nachzuweisen. Chisholms Portraitfoto hängt neben anderen weißen Würdenträgern im Treppenhaus des Colleges.

Abends stelle ich mir vor, wie der Moment des Umbruchs 1990 wohl im Universitätsmilieu erlebt wurde und schreibe eine kleine Geschichte darüber (das mache ich gelegentlich, um mir bestimmte Begebenheiten besser vor Augen zu führen): Der fiktive Rektor Jacobus Goldschmied verlässt seine Residenz, die Villa Mount Pleasant, um in Constantia das jährliche Rugby-

Match der Universitäten von Kapstadt und Stellenbosch zu eröffnen. Die Lehrstuhlinhaber betrinken sich und schwingen im Kollegenkreis pseudo-fortschrittliche Reden. Vor dem ersten Aufschlag kommt die Nachricht, dass Nelson Mandela aus dem nahegelegenen Gefängnis Pollsmoor entlassen wurde und sich auf dem Weg ins Rathaus befindet, um dort eine Ansprache zu halten. Schweigen auf der *spectators gallery*, man wedelt sich Luft zu.

Der *Rhodes Trust* vergibt seit 1902 weltweit *Scholarships* für ein zweijähriges Studium an der Universität Oxford. Vier dieser Stipendien gehen alljährlich an Absolventen der Privatschulen in den Southern Suburbs. Hier und da schaue ich mir das Treiben durch den Zaun an: Als würden lauter kleine Christian Krachts an ihren Cricket-Skills arbeiten. Schön anzusehen. Auf was genau werden die Schüler hier eigentlich vorbereitet? Auf die Ausreise nach England?

Die Westerford High – gleich um die Ecke von Mount Pleasant – untersuche ich etwas genauer, denn die (weißen) Mitglieder des Indie-Trios Beatenberg sind hier zur Schule gegangen, bevor sie am SACM studierten. Matthew Field, Ross Dorkin und Robin Brink gelten seit ihrer Platte *The Hanging Gardens of Beatenberg* von 2014 in Südafrika als Popstars. Die Band – benannt nach einem Schweizer Dorf, das sie von einer Skizze Paul Klees her kannten – ist damals in den beknacktesten TV-Shows aufgetreten, doch ihren leicht blasierten *preppy style* haben sie stets beibehalten. In dem Song *Cape to Cairo* singt Field:

I built the Cape to Cairo
I drank the Cape to Rio

I died an emperor
And came back as a griot

Der «Griot» ist ein traditioneller afrikanischer Sänger, ein Bewahrer der *oral history*. Auf der Grundlage ihrer soliden Jazz-Ausbildung kokettieren Beatenberg mit verschiedenen 'Afropop'-Strömungen. Auf der gleichen Platte heißt es in dem Stück *The Prince of the Hanging Gardens*:

I'm a lazy student
In a circular library
With a glass ceiling
And a parquet floor
After graduation
I'm gonna go to the Amazon
In search of a pigment
That I want on my wall

Bei der besungenen Bibliothek handelt sich um die *W. H. Bell Music Library*. Ich sitze gerade dort und arbeite mich durch Literatur zu südafrikanischer Kunstmusik (mit Plattdeutsch-Kenntnissen Afrikaans lesen, das geht so halbwegs). In der zweiten Strophe singt Field:

Come stand at my window
With a view of suburbia
As it marks out the edges
Of my opulent grounds
I'm rich but I'm troubled
There's a worm in my Bougainvillea

Why do you plague me
When my ethics are sound?

Bougainvillea sind Klettersträucher aus der Familie der Wunderblumengewächse. Sie stammen eigentlich aus Südamerika, aber gedeihen auch im Kapstädter Mittelmeerklima. Field performt hier eine spezifische Form akademischer Dekadenz, von der ich nicht einschätzen kann, wie verbreitet sie heute in *white suburbia* noch ist. Aber ähnliche Darstellungen begegnen mir in den Briefen melancholischer Komponisten der 1950er und 1960er Jahre. Das empfindliche Genie leidet trotz luxuriöser Inneneinrichtung an den komplizierten Verhältnissen. Ende 2018 erscheint das Nachfolgealbum *12 Views of Beatenberg*. Field kommentiert es folgendermaßen:

It is an array of tracks that are varied, curious and handsome in their explorations of our path from where we started, where we are in the present day, through an unpredictably South African nostalgia central to our uniqueness. (...) I have lived in Cape Town almost all my life and while working on this album, I instinctively plugged Table Mountain into the scheme as a kind of Mount Fuji. In my mind, Table Mountain became, very loosely, a symbol for a kind of constant, unavoidable but sometimes stifling awareness of one's place in the world and history.

Wie kann ein weißer Akademiker, der fast sein ganzes Leben in Kapstadt verbracht hat, unverhohlen von einer südafrikanischen Nostalgie schreiben, die sich doch fast zwangsläufig auf die Apartheidszeit richten müsste? Oder verstehe ich das falsch? Ich frage dies per Mail, aber das ist wohl zu unvermittelt.

Er antwortet mir jedenfalls nicht. Ich muss weiter in Songtexten und Interviews nach Spuren suchen.

In Cape Town, even though it's such a complicated place, I had an extended friend group who were interested in similar things, and it felt like a little world almost.

Dies erzählt Field 2022 im Gespräch mit dem Magazin *The Line of Best Fit*. Und eine Konzertankündigung legt weitere Details seiner Herkunft offen:

His mother, a visual artist, would play Bach and Mozart as she worked in her studio whilst Field drew. He has the ability to pen an unforgettable melody practically written into his DNA. His pianist father took a job as a jingle writer and started getting Field to help him whilst in early high school. He admits he sometimes complained, but recognizes the valuable unusual experience creating and recording music so early on. This also allowed him access to a studio, a place which was his own.

Der enge, seltsame Parallelkosmos der Southern Suburbs: in Teilen scheint er eine bildungsbürgerliche Blase zu sein. Im Mai 2021 bringt Matthew mit dem Soloprojekt M Field die Single *Leafy Outlook* heraus und gibt darin vermeintlich seinen Wohnort preis:

Pinehill Avenue in Plumstead, wo auch der Literaturnobelpreisträger J.M. Coetzee aufgewachsen ist. Field beschreibt, wie er da einfach nicht rauskommt, aus diesem Mikrokosmos, aus seinem Wahn, aus seinen Themen. Alle Motive speisen sich aus dem unmittelbaren Umfeld. Er filmt sich im Video unaufhörlich selbst, in den Spiegel hinein, so dass die Apparatur mit im Bild

ist. Und er führt Selbstgespräche. Das Schlussbild ist ein vergittertes Fenster, vom Innenraum her aufgenommen – ein Video, das mir viel über Kapstadt auszusagen scheint.

Im nächsten Newsletter dann die Überraschung: Field zieht nach London, in die Zentrale sozusagen. Diese Sologeschichte ist also eher ein Abschied von Cape Town und der zuhause Bleibende ist eine Figur. Und doch ist der Umzug typisch fürs soziale Segment, denn der Aufenthalt in Europa gehört noch immer zu den Lebensläufen besonders erfolgreicher Südafrikaner. Von der Westerford High über die UCT nach Kensington.



Ich frage mich, ob sich das gipfelhafte Gefühl der Southern Suburbs an andere Orte transferieren lässt. Genau ein Jahr später

gibt M Field die Antwort, indem er mit dem *Track House and Leisure* an die alte Thematik anknüpft:

Pull down the bamboo blinds
Pour out the natural wine
Re-read the opening line.
And as the Amazon burns
I water my little fern
Bought it on Amazon Prime

Dann singt er – und kann nicht ahnen, wie sehr das auf mich als Hörer zutrifft – *«I'm just a collage of everything you ever dreamed of»*.

Ebenfalls im Mai 2022 veröffentlichen Beatenberg (der Bassist wohnt inzwischen auch in London, der Schlagzeuger in Berlin) die Single *The Lighthouse of Alexandria* – das ultimative Sinnbild für eine untergegangene Epoche – und lassen die englische Hauptstadt im Video so aussehen wie Cape Town in den 1960er Jahren. Das ist der Southern Suburbs-Blick: Man nimmt nur wahr, was ins ästhetische Schema passt, sucht überall die gleichen Muster und blendet den Rest aus. *South african nostalgia*.

Im August '22 erscheint ein weiterer Song namens *Time Machine*. Im Text fällt ein Komet in die Table Bay, doch die alte Welt wird sich in der Musik des erzählenden Ichs erhalten. An einer Stelle heißt es *«I saw the numbers fall»*. Die Apokalypse setzt ein, die Zahl der Weißen sinkt. So also stellt sich Kapstadt aus der Ferne dar.

Vor 1994 lockte weißen Auswanderern die Rückkehr in heimische Privilegien. Heute muss man vielleicht froh sein, es herausgeschafft zu haben. Und in Europa dient die Herkunft noch immer als besonderes Merkmal: *Beatenberg from Cape Town*.

500 Million Year Old Decomposed Granite

Der Benguelastrom ist das Gegenstück zum Golfstrom. Er ist zur Kühlung da und macht – so sagt man – den Weinbau im Viertel Constantia erst möglich. Als Jan van Riebeeck 1652 am Kap eine Proviantstation für die Niederländische Ostindien-Kompanie einrichtete, war der Anbau eine naheliegende Zweckmäßigkeit, weil sich Wein gut transportieren lässt, haltbar ist und gegen Skorbut hilft. Sein Nachfolger als Gouverneur der Kapkolonie war Simon van der Stel, der weitere Güter bepflanzen ließ und die Siedlung Stellenbosch gründete.

Ab 1685 brachten Hugenotten ihre Anbaukultur mit ans Kap, nachdem ihnen Ludwig XIV. in Frankreich die Bürgerrechte entzogen und van der Stel ihnen Zuflucht gewährt hatte. In europäischen Adelshäusern galt besonders der Dessertwein *Vin de Constance* als exklusive Spezialität; Napoleon soll ihn sich gleich fässerweise nach St. Helena bestellt haben. Friedrich Gottlieb Klopstock dichtete 1798:

Deiner Konstanzia Duft gleichet des Rosenöhls,
Nein, gleicht dem der durchwürzten Luft,
Welche trinkt der Pilot, wenn ihm der Wimpel weht
Nach den Inseln der Seligen.

Auch Ludwig Tieck und Charles Baudelaire haben den *Vin de Constance* besungen. 1860 erschwerte der britische Premierminister Gladstone die Ausfuhr ins *Empire* und die Branche geriet in eine Krise. Als dann eine Reblaus-Plage um 1880 Constantias Weinberge befiel, wurde die Süßwein-Produktion eingestellt. Cecil Rhodes half dem geplagten Wirtschaftszweig, indem er ganze Anbauggebiete aufkaufte, in Obstplantagen verwandelte und mit der *Rhodes Fruit Farms Ltd.* die Grundlage einer neuen Exportindustrie schuf.

Der regionale Weinbau erholte sich erst im frühen 20. Jahrhundert. Das Weingut Boschendal wirbt noch heute auf den Flaschen der «1685»-Reihe mit Cecil Rhodes. Gut 70% des Farmlands sind nach wie vor im Besitz von Weißen, sie sind damit zehnfach überrepräsentiert. Auch die meisten Chateaus gehören ihnen.

Ich schaue mir drei Weingüter an: Beau Constantia ist ein Hipster-Ding. Junge Leute haben eine gute Zeit mit hochprozentigen Fruchtbomben auf der Terrasse. Gelächter, weiter Blick ins Tal. Dann Groot Constantia, ein staatlicher Vorzeigebetrieb und touristischer Hotspot in kapholländischer Architektur. Mich nervt die Postkartenatmosphäre. Schließlich ein völlig anderes Bild in Klein Constantia:

Wir sitzen in einem weiß gekachelten Foyer, hinter Panoramasscheiben arbeitet die Abfüllmaschine. Die Sommeliers tragen Laborkittel und referieren Zahlen, Werte und Zusammensetzungen. Irgendwann hält mir der Sommelier eine asymmetrische Flasche unter die Nase, die ich bisher nur von Zeichnungen her kannte. Aufgrund meiner zunehmenden Trunkenheit brauche ich einen Moment, um zu begreifen, dass es *Vin de*

Constance ist. Das Design wurde nach gut hundertjähriger Produktionspause einer Originalflasche nachempfunden, die sich 2004 auf einem Schiffswrack vor Delaware fand.

Auf der Rückfahrt sehe ich die Trauben, aus denen er gemacht wird: verdorrte Sträucher mit Rosinen, extreme Spätlese des Gelben Muskatellers auf uraltem Grund. Noch am Morgen danach habe ich die Aromen am Gaumen: Salbei, Minze, Ingwer, Caramel.



Bis 1835 arbeiteten auf den Weinbergen Südafrikas vornehmlich Sklaven. Das Prinzip der Zwangsarbeit blieb auch danach erhalten. Seit den 1940er Jahren bezahlten Weinfarmer im Rahmen des *prison labour system* den Bau von regionalen Gefängnissen, um über die Insassen als Zwangsarbeiter verfügen zu können.

Noch heute steht etwa das Weingut Leeuwenkuil besonders in der Kritik. Die Besitzerfamilie heißt Dreyer, sie ist im 18. Jahrhundert aus Deutschland eingewandert. Die alte Praxis sozialer Kontrolle, die Arbeiter mit Alkohol zu bezahlen, ist mancherorts noch immer gängig, in Form von Verkäufen auf Kreditbasis. Die buchstäbliche Abhängigkeit gehört mit zum Geschäftsmodell.

Sommelier Kabelo Mothupi erzählt, dass sein Sohn auf die angesehene Privatschule SACS geht (eine derer, die Rhodes-Stipendien vergibt). Die Aufnahmeprüfung habe er durch einen Hinweis auf seine Violine bestanden – die Kabelo ihm kurz zuvor auf einem Flohmarkt gekauft und die jener noch nie angefasst hatte. Ob der Verweis auf ein klassisches Instrument schlicht die Orientierung an der weißen Kultur demonstriert habe? Kabelo sagt: Ja genau. Aber wenigstens geht er jetzt auf diese Schule und wird mir später keinen Vorwurf machen können.

Die Geschichte *Overbecks Nachsommer* liegt unveröffentlicht in meiner Schublade. Das ist vielleicht besser so, denn dies ist ihr Anfang:

Wenn wir die Hafenanlage hinter dem Jenischpark gedanklich etwas schrumpfen, könnte das hier Kapstadt um 1890 sein. In kariertem Dreiteiler säße ich auf einer für Neurastheniker reservierten Terrasse, lebhaft mit einem jungen Nervenarzt plaudernd, der sein Frühstücksei in meinem Beisein genießt. Der Himmel wäre von ozeanischem Widerschein durchfunkelt; die Schwestern bewegten das Rattanmobiliar geräuschlos, wenn ein

Patient aufzustehen oder sich zu setzen wünschte. Es lägen verhallte Stimmen in der Luft, spielende Kinder auf kurzgeschorenem Grün. Sie trugen Schuluniformen und Cricket-Schläger, riefen sich zu und spornten sich gegenseitig an, auf Englisch, Französisch, Niederländisch und Deutsch. Ein zweites Frühstück läge bereits in unmittelbarer Aussicht, für den Nachmittag wäre eine Bootsfahrt geplant. Ungefähr so muss es gewesen sein, als das Menschengeschlecht seinen Zenit erlebte.

Gleich danach erwacht Fridolin Overbeck – so der Name meines Protagonisten – aus seinem Tagtraum und stellt mit Genugtuung fest, dass er tatsächlich einen karierten Dreiteiler trägt und auf einer Picknickdecke im Jenischpark zu Hamburg-Othmarschen liegt.

Dieser Abschnitt weist einige Probleme auf: 1. sieht man vom Jenischpark aus gar nicht auf die Hafenanlagen, 2. mache ich mich über eine erdachte Figur lustig, was man als Autor nicht tun soll, und 3. ist mir seine gedankliche Disposition eben doch nicht ganz fremd.

Einerseits verspüre ich seit meiner Kindheit im protestantischen Pfarrhaus *'white guilt'*. Mir wurde beigebracht, dass Europa Schuld trägt an den meisten Problemen der Gegenwart. Andererseits sprechen mich kulturelle Zeugnisse der Kolonialzeit – vom Vermeer-Gemälde bis zum Jugendstilbau, vom Tweed-Anzug bis zum Sanatoriums-Roman – ästhetisch an. Weil diese Konstellation lächerlich ist, lässt sie sich mit einfachen Mitteln als Groteske überzeichnen. Damit ist das Problem immerhin schon einmal beschrieben, es wurden Worte gefunden, was aus therapeutischer Sicht sicher sinnvoll ist. Aber die entscheidende Frage ist noch nicht geklärt:

Warum sehnt sich am Anfang meiner Kurzgeschichte jemand nach einem Ort, der wie kaum ein anderer für Ungleichheit steht?

Dazu lässt sich sagen: Das bin ja gar nicht ich, sondern es ist Fridolin Overbeck. Aber warum ist er es? Doch nur, weil er stellvertretend für mich in diesem Park liegt und von Kapstadt träumt. Ja, das stimmt, und das hat vielleicht den folgenden Grund:

Mein Urgroßvater ist als Ingenieur Ende des 19. Jahrhunderts nach Südafrika ausgewandert. Meine Großmutter kam in Johannesburg zur Welt und wuchs dort auf, bis die Familie im Ersten Weltkrieg zurück nach Hamburg zog. Diese Episode ist kaum belegt, nur wenige Fotos und mündliche Berichte zeugen davon. Dieser Mangel an Dokumenten hat meine Fantasie schon als Kind angeregt. Seither träume ich von Südafrika. Nicht von dem real existierenden, sondern von einem weit südlich gelegenen Ort, an dem meine Vorfahren eine Zeit lang gelebt haben.

Koloniale Imaginationen sind noch immer weit verbreitet. Ein Großteil des 'Highend-Tourismus' im südlichen Afrika spielt mit kaum verhohlener Reminiszenz an das *British Empire*. Dieses Hotel im viktorianischen Stil verströmt die Würde der Alten Welt! Genießen Sie auf einer Zugreise von Tansania nach Mosambik den Luxus vergangener Tage! Lassen Sie sich von adeligen Großwildjägern in einer zweimotorigen Maschine herumfliegen! Sitzen Sie in Khaki-Kleidung auf der Terrasse Ihrer Safari-Lodge!

Wir haben es hier mit Zuschreibungen zu tun. Und das Wesen der Zuschreibung ist nun einmal, dass sie sich von der Realität unterscheidet. Im gegebenen Fall: Die Geschichte der Weißen im südlichen Afrika ist eben nicht in erster Linie durch guten Stil, sondern durch Ausbeutung, Mord und Unterwerfung von Land und Leuten gekennzeichnet. Die Region taugt somit nicht als Sehnsuchtsort für europäische Nostalgiker, sondern ist vielmehr eine Ruine westlicher Verheerungen zwischen Besetzung und Apartheid.

Warum halten sich trotzdem die verklärenden Mythen? Zum einen liegt das natürlich am Tourismus, die alten Geschichten verkaufen sich gut. Zum anderen ist es eine Verdrängungsleistung: Man überspringt (gerade als Deutscher) ein katastrophisches Jahrhundert, blendet es aus, um an eine vermeintlich bessere Zeit anzuknüpfen – was wiederum unsinnig erscheint, denn das späte 19. Jahrhundert war nicht der Moment vor dem Sündenfall, sondern bereits Teil der Katastrophe.

Aber für einen Urlaub und eine schlechte ausgeleuchtete Ecke im Unterbewusstsein reicht es aus.

STELLENBOSCH

Zwischen Cape Town City und dem Flughafen reihen sich auf beiden Seiten der Autobahn die Townships aneinander. Gerade eben passieren wir Khayelitsha, und Taxifahrer Quinton Jacobs erzählt, dass zwischen den Wellblechhütten durchaus einige Millionäre wohnen. Und womit verdienen die ihr Geld? Mit Sammeltaxis, wobei um die begehrtesten Routen ein blutiger Krieg tobt. Wo der Staat versagt, entwickeln sich Parallelstrukturen, die auf ihre Weise funktionieren. Quinton muss abbrem sen, weil eine Personengruppe die Autobahn überquert.

Eine Viertelstunde später fahren wir entlang seichter Hügel und sehen sattes Grün. Zarte Barockmusik liegt in der Luft, denn das Weingut DeMorgenzon beschallt seine Güter rund um die Uhr mit Streichquartetten, was zur unverwechselbaren Charakteristik der Trauben beitragen soll.

Nach zwei Wochen Cape Town ist die kleine Universitätsstadt Stellenbosch ein fast schon schockierender Kontrast. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass der öffentliche Raum hier dermaßen *white* ist, das gilt sogar für die Gebäude selbst. Die Atmosphäre erinnert mich an manche Kurorte auf Nordseeinseln. Was die Southern Suburbs mit Riesenaufwand in kleinsten Milieus aufrechterhalten, ist hier schlicht die dominante Kultur (und zu einem guten Teil Tourismus). Am Abend wendet sich die Szenerie ins Absurde: Folkloristische Gruppen ziehen zwischen den Restaurants umher, um die Dinierenden mit exotischer Stimmung zu versorgen. Auch die Edelmakler von *Engel & Völkers* sitzen in Stellenbosch, und natürlich das Auktionshaus *Sot-heby's*.

Auf dem Campus tummeln sich Mädchen mit glatten blonden Haaren, dazu Jungs auf Skateboards und ältere Pfeifenraucher, das sind mutmaßlich die Professoren. Zum Weltfrauentag 2022 ist ein Plakat mit 14 weiblichen, weißen Führungskräften der Uni ausgehängt.

Kürzlich hat der Student Theuns Du Toit auf den Laptop seines Wohnheim-Nachbarn Babalo Ndwyanas uriniert, mit den Worten «*it's a white boy thing*». Ndwyanana sagte tags darauf im Interview, er könne dem Redneck Du Toit vergeben, denn auch dieser sei ja durch den Vorfall sicher traumatisiert. *Truth and Reconciliation*. Ein gewisser James Myburgh äussert sich in den *BizNews* zur Affäre Theuns du Toit folgendermaßen:

One of the common rationales for apartheid, as formulated by Stellenbosch University intellectuals in times gone by, was that it would remove 'racial friction', and therefore occasions for racial discord, from society. There can be no such inter-racial incidents – whereby a sleepwalking student urinates in the room of a person of a different race – if institutions such as residences are strictly segregated. If you want racial integration – as Stellenbosch University now claims to do – then you also must accept that inter-racial incidents, accidents, and misunderstandings will occur.

BizNews gehört zu dem großen Medienunternehmen *Naspers*, das in der Apartheid der *Nasionale Party* nahestand. Da scheint sich seither nicht viel getan zu haben.

Unweit vom Campus liegt mit dem Paul Roos-Gymnasium die wohl weißeste Schule Südafrikas. Sie wirbt damit, dass fast alle Apartheids-Premierminister dort gelernt haben, und natürlich auch die wirtschaftlichen Schwergewichte, ihnen voran Richmond-CEO Johann Rupert, der hier ein eigenes Museum besitzt.

In der Außendarstellung wirbt das Gymnasium mit Brotherhood, Hymnen, Fahnen und Emblemen, Uniformen, rasierten Schädeln und Männlichkeitsritualen. Man wird hier offensichtlich abgerichtet, kein Wunder, dass sich solche Typen dann an der Uni als Herrenrasse danebenbenehmen. Das ist noch immer *seperate development* in Reinkultur (inklusive Geschlechtertrennung) – nur hat sich die Welt drumherum verändert.

Wieder frage ich mich: Auf was werden die jungen Leute dort eigentlich vorbereitet, auf ein Rückzugsgefecht? Jedenfalls auf ein Studium an der Stellenbosch University.



All das kann eigentlich nicht überraschen, denn die Uni Stellenbosch gilt als geistige Schmiede der Apartheid. Insbesondere das Theologische Seminar der *Dutch Reformed Church*, aus dem die Uni entstand, legte ideologische Grundlagen. Das damalige Credo der niederländisch-reformierten Kirche steht im Lukas-Evangelium, Apostelgeschichte 17,26:

Und er hat aus einem Menschen das ganze Menschengeschlecht gemacht, damit sie auf dem ganzen Erdboden wohnen, und er hat festgesetzt, wie lange sie bestehen und in welchen Grenzen sie wohnen sollen.

Daraus leitete die Elite der Buren das Grundprinzip ihrer Herrschaft und die Architektur des Regimes ab. Zwischen 1919 und 1978 war jeder Premierminister ein Stellenbosch-Alumnus.

Wer diese Leute verstehen möchte, sollte sich das Voortrekker Monument bei Pretoria anschauen. Es ist einem *Laager* nachempfunden, also einer bewachten Wagenburg, die ein Sinnbild der Afrikaaner ist – eine geistige Haltung, «die überall Feinde sieht», wie es in der BBC-Dokumentation *The White Laager* von 1977 heißt. Die Planungen begannen anlässlich des 100. Jubiläums der Schlacht am Blood River 1838, als die Voortrekker – vertrieben vom Kap durch die Briten – während des *Grote Trek* die Zulu besiegten. 500 Afrikaaner sollen gegen 10.000 Angreifer gekämpft und keinen Mann verloren haben, während sich der Fluss mit dem Blut von 3000 Zulu färbte. Dieser Mythos – bewaffnete Minderheit setzt sich durch – prägte das Selbstbild.

Die mächtige Geheimgesellschaft *Afrikaner Broederbond* und die *Nasionale Party* lösten mit den Feierlichkeiten 1938 unter den Buren einen nationalistischen Schub aus, mit dem sich die Selbstbezeichnung als ‘Afrikaaner’ erst verfestigte, auch vor dem Hintergrund nationalsozialistischer Erfolge in Europa.

Laager und (britisches) *concentration camp* stehen sich in der burischen Geschichtsschreibung als Prinzipien gegenüber. Viele Afrikaaner sind der Meinung, die Briten hätten im Zweiten Burenkrieg (1899-1902) ein Genozid an ihnen versucht. In den *concentration camps* kamen damals 26.000 Frauen und Kinder ums Leben. Sie waren eingerichtet worden, um die Kampfkraft der burischen Soldaten zu schwächen. Die offizielle Versöhnung nach dem Krieg ging dann recht schnell: 1910 wurde die Südafrikanische Union als nahezu souveräner Staat gegründet und Afrikaans als zweite Amtssprache eingeführt.

Die burischen Heeresführer Hertzog, Smuts und Botha wurden nacheinander Premierminister. Fortan teilten sich die Sphären tendenziell auf: die Wirtschaft war britisch, die Politik afrikaans. Der *Natives Land Act* beschränkte 1913 den Landbesitz für Schwarze auf eine Fläche von 7%. In der Folge begann die Relokalisierung in 'Homelands' sowie die Umsiedlung in neu angelegte Townships.

Trotz der politischen Machtübernahme führte der verlorene Zweite Burenkrieg zu einer verarmten weißen Schicht, die es in die Städte zog: *the Second Great Trek*. 1921 fiel der Goldpreis, und die britisch geführten Minen stellten billige schwarze Arbeitskräfte für Jobs ein, die bislang den Weißen vorbehalten waren. So lässt sich die rassistische Kampagne der sozialistischen Arbeiterbewegung verstehen, die 1922 unter dem Banner marschierte «*Workers of the world unite for a white South Africa*».

Die 'Apartheidswahl' 1948 gewann die Nasionale Party unter Daniel François Malan, der ein reines Afrikaaner-Kabinett zusammenstellte. Klar war für ihn: Eine Minderheit kann sich nicht auf Demokratie einlassen, das wäre die Selbstabschaffung. Die Lösung: *Segregation, the state as laager*. 1960 sagte sich Südafrika vom *Empire* los, und die Afrikaaner setzten mit Stimmenmehrheit gegenüber den Briten ein System durch, das von der Politik über die Kirchen bis in die Universitäten reichte und das *Laager* sichern sollte. Es blieb die Angst vor dem dritten und letzten Trek: der Flucht aus Afrika.

Die Konkurrenz blieb unterschwellig bestehen und sie tut das wohl noch heute. Andrew Kenney schreibt 2022 auf den notori-

schen Biznews, es gebe einen gewissen «Boerehaat» in den Kapstädter Southern Suburbs, während das Britische in Stellenbosch kaum eine Rolle spielt. Kurzum: *White* ist in Südafrika eben nicht gleich *white*, sondern es ist ziemlich entscheidend, ob Du z.B. Field oder Schoon heißt.¹

Als Buren oder Afrikaaner werden heute nicht nur die Nachfahren der niederländischen, sondern auch der deutschen und hugenottischen Einwanderer bezeichnet. Die weiße Siedlung am Kap war immer auch Spiegel europäischer Verhältnisse: Die Gründung 1652, das war die Hochzeit des 'Goldenen Zeitalters' in Holland. Die Hugenotten flohen 1685 vor Ludwig XIV., die Briten kamen 1806 ans Kap, damit es nicht in die Hände Napoleons fiel.

Die Weltkriege entzweiten Briten und Buren aufgrund unterschiedlicher Loyalitäten aufs Neue. Während die Briten stets auf die Zentrale bezogen blieben, haben sich die Afrikaaner über das 19. Jahrhundert von den Niederlanden gelöst.

¹ Die «Coloureds» – in Südafrika eine wichtige Selbstzuschreibung, obwohl der Begriff aus der Apartheid stammt – machen 9% der Gesamtbevölkerung aus, aber am Western Cape stellen sie mit fast 50% die größte Gruppe. Bei den ersten freien Wahlen 1994 erzielte die weiße *Nasionale Party* nur am Western Cape noch eine Mehrheit, offenbar durch die Stimmen der Coloureds in den Cape Flats, die Sorge um ihre Privilegien hatten – gegenüber den Schwarzen, aber auch durch Zuwanderung aus den ehemaligen Homelands. Die historische Trennung von 'Farbigen' und Schwarzen sollte man ebenso wenig vergessen wie die zwischen Buren und Briten. (Gleiches gilt übrigens auch für die im Ausland völlig unterschätzte Aschkenasim/Mizrachim-Konkurrenz in Israel.)

Eating With Purpose

«*At Schoon we believe that one can solve a world of problems by breaking bread together.* » Instagram-Post am 13. Juni 2023.

Während der Reisevorbereitung schaue ich, ob mein Nachname im Großraum Kapstadt vorkommt. Ja, das tut er, und zwar vielfach. Besonders prominent sticht eine Bäckerei aus Stellenbosch mit verschiedenen Filialen in der Gegend hervor. Ihr Besitzer heißt Fritz Schoon, er ist ein paar Jahre jünger als ich und ziemlich muskulös. Auf seiner Firmenwebsite findet sich ein vierminütiges PR-Video: Die Kamera hält fest, wie Fritz frühmorgens von einer stockdunklen Straße in die Bäckerei tritt und das Licht anschaltet. Während Südafrika noch schläft, setzt er sein Backwerk in Gang. Altes, hochwertiges Gerät wird manuell in Betrieb genommen, Mehl großflächig verstreut, Teig mit bloßen Händen geknetet. Aus dem Off hören wir Fritz, wie er die absolute Makellosigkeit seiner Zutaten hervorhebt und über unseren gemeinsamen Nachnamen meditiert. Dazu muss man wissen: «schoon» meint im Niederländischen – und auch auf Afrikaans – «sauber». Er sagt:

Even the origin of the surname, when you take it back in time, it was all about purity, about uprightness. This is not only a surname that we carry with a lot of pride, but it's a philosophy, driven right through to our core principles.

Das wäre vielleicht in Amsterdam oder New York ein akzeptables Statement, aber in Südafrika, *it's all about purity*?! Ich beschließe, Fritz vor Ort um ein Treffen zu bitten, oder besser gesagt: um eine Aussprache.

Fritz textet mir am Tag unserer Verabredung: *«Is it possible for you to meet me at Stellenbosch Square? We have a store there.»* Ich sage natürlich zu und schaue dann auf meinem Handy, wo ich hinmuss. Und siehe da: Stellenbosch Square ist gar nicht in Stellenbosch. Es handelt sich um eine Shopping Mall mehrere Kilometer außerhalb des Städtchens. Ich bestelle ein Uber-Taxi. *«You wanna go shopping?»*, fragt mich der Fahrer. *«No, I'm meeting a friend.»*

Stellenbosch Square ist ein herausgeputzter Einkaufstempel am Rande der fast ausschließlich von Weißen bewohnten Siedlung Jamestown. Die Innenausstattung des hiesigen Schoon-Stores unterscheidet sich vom urbanen Stil des Schoon-Cafés in der Innenstadt, das ich am Vortag besucht hatte: Hier gibt es vergoldete Armaturen, viele Spiegel, alles wirkt leicht protzig. Fritz ist also in der Lage, unterschiedliche Register zu ziehen.

Tatsächlich sitzt er mir in Motorradkleidung gegenüber. Freundlich, aber zupackend, ohne Umschweife. Ich werde ihm nicht mit postkolonialer Theorie kommen können, sondern muss mein Problem in alltäglichere Worte fassen. Und er begreift sofort, worum es mir geht: Immer mit der Ruhe, sagt er, das sei doch nur ein PR-Video. Unser Nachname sei halt Teil seiner Marketing-Strategie, das habe nichts mit Politik zu tun. Ach so. Dann unterhalten wir uns über die Windmühle meines Onkels, über Naturwein-Anbau, Angelurlaub in Angola und seine Herkunft:

Wie meine Großmutter ist er in Johannesburg aufgewachsen, in East Rand, das sei *quite rough* gewesen. Er habe dann erst einmal auf dem Bau gearbeitet, es war wohl ein langer Weg. Und

irgendwann sagt er: Könnte doch gut sein, dass wir gemeinsame Vorfahren haben. Zum Abschied machen wir ein Foto vor dem Firmenschild.

Fritz hat in Bloemfontein Baukalkulation studiert und sich erst danach auf die Highend-Bäckerei besonnen. Zwei Jahre lang lernte er auf eigene Kosten bei Markus Fährbinger, einem österreichischen Experten für Sauerteig, der in Knysna, an der Küste des Westkaps, eine Backschule betreibt. Auf Fährbingers Anraten hin befasste sich Fritz mit Lionel Poilâne, einem legendären Pariser Bäcker, der seine Sauerteigbrote mit einem aus zwei Schwüngen bestehenden «P» verziert, «P» wie Poilâne. Fritz Schoon schwingt das Rasiermesser noch etwas weiter, so dass in der Kruste ein «S» entsteht, «S» wie Schoon.

Gefragt nach seinem Lieblingszitat, nennt Fritz in einem Interview, das ich im Netz finde, eine Passage aus dem Alten Testament, es ist Jeremia, Kapitel 29, Vers 11: *«I know the plans I have for you, declares the Lord, plans to prosper you.»* Gott richtet sich hier an das vertriebene Volk Israel und stellt in Aussicht, dass es sein Land zurückerhalten werde.

Das Gespräch wurde in seiner Hauptfiliale geführt, neben ihm hängt das Gemälde eines Schiffes, das unter niederländischer Flagge in schwere See gerät. Fritz lässt sein Leben Revue passieren und sagt: *«I believe the personal challenges I have allowed in my life have made my mind stronger than the average guy.»* Und später, an anderer Stelle: *«The pioneer always stays in front.»*

Damit sind alle wesentlichen Aspekte des ‘Afrikanernasionalisme’ aufgerufen: der Calvinismus, die eigene Geschichte, der Lohn harter Arbeit, der Kampf um das Land, die Überlegenheit. Ich möchte nicht behaupten, dass Fritz ein Anhänger der *white supremacy* ist, auch empfindet er sich bestimmt nicht als Rassist. Aber mein Eindruck ist, dass sich die Grundannahmen der Apartheid in anderer Weise erhalten haben und dass sie insgeheim – in sublimierter oder verschlüsselter Weise – nach wie vor das Grundgefühl vieler weißer Südafrikaner bestimmen. Wo *seperate development* war, steht nun die Reinheit der Zutatenliste.



A Garden of Peculiarities unique to the South

Arnold Van Wyk (1916-1983) schrieb in den 1940ern eine Komposition zur Eröffnung des Voortrekker Monuments. Er war auf dem Paul-Roos-Gymnasium gewesen, studierte dann gleich nebenan und lebte auch für einige Jahre in London. Bei seiner Rückkehr nach Südafrika wurde er Dozent an der Uni Stellenbosch – ein klassischer Zirkel, könnte man meinen.

Doch van Wyk war auch ein großer Zweifler, der seine Kompositionen immer wieder zurückzog, weil sie ihm plötzlich ungenügend erschienen. Und er war homosexuell, wie auch der andere wichtige, dem System nahestehende Komponist Hubert du Plessis (1922-2011). Das war zwar verboten, aber als Gegenleistung für moderne, nationalistische Kompositionen vom Regime geduldet.

Was man von ihnen verlangte, war kompliziert: Stücke, die ins 20. Jahrhundert gehören, aber doch zu genießen sein sollten. Die von der westlichen Verfasstheit Südafrikas zeugen, vom Fortschrittsbewusstsein des Landes, aber auch von der individuellen Tiefe seiner Künstler. Die Genrebezeichnung dafür war *South African Art Music in the European Tradition*.

Laut Stephanus Muller, Professor für Musikwissenschaft in Stellenbosch, ist der Ausdruck «Avantgarde» in Südafrika heute unbrauchbar, weil er zu eng mit der politisch gefärbten Spielart der Moderne verflochten sei.



Über Arnold van Wyk hat Stephanus Muller eine ausführliche, halb-literarische Arbeit auf Afrikaans unter dem Titel *Nagmusiek* verfasst. Das Buch spielt an der Grenze zwischen Recherche und Erfindung, zwischen biographischer Beschreibung und autobiographischer Mimesis des Beschreibenden. Im Anschluss an Walter Mignolos Idee eines *epistemic delinking* unterwandert Muller die geschlossene Erzählung. Mir scheint, dass seine Schreibweise einiges über die heutige Position eines wohlmeinenden weißen Akademikers in Südafrika verrät. Ihn treibt die Frage um, wie Wahrheit konstruiert wird, von der *Truth and Reconciliation* bis hin zur Forschungsethik. Mullers Position an

der Uni Stellenbosch ist verwickelt: Aufgrund seiner Solidarität mit einer Doktorandin, die die allzu gestrigen Verhältnisse innerhalb der Institution kritisierte, kam er 2015 in Konflikt mit der Leitung des Konservatoriums. Zeitgleich wurde er von einem anonymen Whistleblower als Ausbilder weißer Herrschaftskultur kritisiert. Muller nutzt Hesses Metapher vom «Bündel der tausend verknoteten Fäden», um die Lage zu beschreiben.

In einem Text für den Sammelband *The World of South African Music* hat Muller eine Komposition von Stefans Grové (1922-2014) beschrieben, eines weiteren berühmten Kunstmusik-Komponisten. Dieser habe immer nur in *white suburbia* gelebt, sich aber intensiv mit afrikanischer Musik auseinandergesetzt.

Grovés *Sonate op Afrika-motiewe* vergleicht Muller mit Picassos *Les Demoiselle d'Avignon* hinsichtlich einer Reduktion auf das «Primitive» – bei Picasso seien es die Masken und das Flache der Darstellung, bei Grové die einfache Tonfolge. Als Inspiration nannte Grové den Moment, als der Song «eines die Spitzhacke schwingenden schwarzen Mannes» ihn unmittelbar berührte. Muller führt vor, dass Grové mit dem Material logisch-motivisch umgeht, so wie auch Beethoven gelegentlich von kleinen Fragmenten ausging und sie komplex aufbaute – Verwendung von *Folk-Art* zum hochkulturellen Zweck. So liest es sich, wenn Musikwissenschaft die Apartheid aufarbeitet: Es geht in kleinen Schritten.

In seinem Buch *The Journey to the South* schreibt Stephanus Muller über die Aufbruchstimmung nach dem Regimewechsel 1994: «*My ideal was a simple one: to tend a garden of peculiarities unique to the South*».

Die Besonderheit des von ihm beschriebenen Kulturmilieus wollte er irgendwie erhalten – so verstehe ich das zumindest –, aber nicht mehr geordnet nach ethnischer Zugehörigkeit, sondern als inklusive Gemeinschaft von Personen mit akademisch vertiefter Interessenslage. Doch die Schlüsselstellen an der Uni Stellenbosch blieben weitgehend durch alte Seilschaften besetzt.

Zuletzt veröffentlichte Muller die Briefkorrespondenz von Anton Hartman, dem als Musikchef der *South African Broadcasting Corporation* eine wichtige Rolle in der Förderpolitik zukam. Er holte während des internationalen Boykotts u.a. Igor Stravinsky, Karlheinz Stockhausen und Pierre Boulez für Gastspiele nach Südafrika. Auf Wikipedia wird Hartman – anders als in Mullers Buch – tendenziös positiv dargestellt: Dem *Afrikaner Broederbond* sei er im Bewusstsein einer «*inferiority*» seiner Leute beigegetreten. Wieder die gängige Taktik, Afrikaaner Nationalismus als Protest gegen die britische Übermacht (und nicht als Ausgangspunkt der Apartheid) zu verkaufen.

Kolonisierung hat immer mit Grenzmarkierungen zu tun, mit Abtrennung. Mit Unterscheidung von einem noch nicht kultivierten Außen. Mit Vorbereitung von symbolischer oder tatsächlicher Landnahme. Vielleicht ist es kein Zufall, dass die Begriffe Kultur und Kolonie die gleiche etymologische Wurzel haben, lat. *colere*: bebauen, bestellen, bearbeiten, bewohnen, ansässig werden, pflegen, ausbilden, veredeln.

Eine weitere Geschichte aus meiner Schublade: Hanno, ein norddeutscher Küstenbewohner, macht sich im Auftrag einer

Separatistengruppe auf die Suche nach «Haiku» Gerdes, einer legendären Dichtergestalt, die vor Jahrzehnten den großfriesischen Gedanken propagierte, um dann spurlos in der Schweiz zu verwinden. Nach langer Suche findet Hanno den Dichter im Berner Oberland: Er hat in den Bergen eine ostfriesische Enklave gegründet. Den Moment der Entdeckung beschreibe ich mit diesen Worten:

Er traute kaum seinen Augen. Was dort in der Abendsonne vor ihm lag, war das Land Kanaan. Holsteiner Kühe, Ziegen, Hühner und Schafe waren in lockerer Formation am Rande einer Wasserader verteilt. Das war kein normaler Flusslauf, dafür war er viel zu gerade. Es war – und Hanno konnte es fast nicht glauben – ein Kanal, über den weiter hinten eine weiße Zugbrücke holländischen Stils führte. An beiden Seiten standen in jeweils einer einzigen langen Reihe Häuschen, die zwar hölzern und provisorisch errichtet schienen, Hanno aber in ihrer Proportion an die Architektur des Fehngebiets erinnerten. Hinter den Häuschen erstreckten sich bestellte Felder, und das Ende des Dorfes markierte eine kleine Windmühle.

Hanno setzte sich auf einen Stein und besah das Treiben: Ein beladener Pferdewagen bog eben von der Mühle auf die Süderwieke ein, während ein anderer die Norderwieke hinauffuhr. Junge Männer und Frauen arbeiteten auf den Feldern. Kinder und Alte waren keine zu sehen. Hanno war klar, dass er sein Ziel erreicht hatte – doch er wusste nicht, ob seine Sinne ihm einen Streich spielten.

Als ich die Episode Monate später noch einmal lese, wird mir klar, dass hier das Wesen der Kolonie beschrieben ist. Phänotypisch könnte sich diese Szenerie kurz nach der Ankunft hollän-

discher Siedler am Kap abgespielt haben. Das hatte ich beim Schreiben nicht bemerkt. Für mich noch verblüffender: Die Erfindung hat nichts mit meiner Familiengeschichte mütterlicherseits zu tun – dem Ingenieur in Johannesburg – sondern mit der Familie väterlicherseits, denn die kommt aus Friesland, von wo aus im 17. Jahrhundert zahlreiche Fischer und Moorkolonisten unter holländischer Flagge an die Südspitze Afrikas segelten, um dort zu siedeln und «Buren» zu werden. Mitten in meinem Text taucht schließlich noch die Ortsbezeichnung «Kanaan» auf. Was hat denn die dort zu suchen?

Nachdem ich endlich begriffen habe, dass manche meiner Kurzgeschichten von Südafrika – eigentlich nur von Annahmen über Südafrika – handeln, versuche ich kleine Episoden hinzuzufügen, die absichtlich mit dem Sujet spielen. So wirft der ostdeutsche TV-Propagandist Karl-Eduard von Schnitzler 1983 seinem westdeutschen Gegenspieler Gerhard Löwenthal vor, sich vom Botha-Regime in Pretoria hofieren zu lassen, um dann im *ZDF-Magazin* gegen Sanktionen zu wettern. In einer anderen Episode macht sich William F. Buckley Jr. mit seinem Team aus New York auf den Weg ins südliche Afrika, um zwei Folgen seiner Fernsehreihe *Firing Line* aufzuzeichnen. In Johannesburg führt er ein Gespräch mit Ministerpräsident B. J. Vorster, und in Salisbury, der Hauptstadt des damaligen Rhodesien, spricht er mit Premierminister Ian Smith. Beide Gespräche haben 1974 tatsächlich stattgefunden und lassen sich auf *YouTube* nachschauen. Die genaueren Umstände des Besuchs habe ich mir ausgemalt. Irgendwann stört mich, dass diese Vignetten eigentlich nichts anderes tun, als Lesefrüchte und *fun facts* zu illustrieren. Die Geschichten helfen mir nicht mehr weiter.

JOHANNESBURG

Im 19. Jahrhundert besetzten die Briten die Kapregion. Daraufhin wichen die Buren nach Norden aus und unterwarfen eine durch Kriege bereits geschwächte indigene Bevölkerung (so zumindest steht es in den meisten Geschichtsbüchern). Der ‚Große Trek‘ führte bis zum Gebirgszug Witwatersrand, wo sich 1886 erstmals Gold fand. Die Buren gründeten die Republik Transvaal und eine Zeltstadt namens Johannesburg – zehn Jahre später wohnten dort schon 100.000 Menschen. Der Goldrausch zog Abenteuerlustige aus ganz Europa an.

Mein Urgroßvater, er hieß Maximilian Graf, hat um die Jahrhundertwende fast zwei Jahrzehnte in Johannesburg verbracht, ein deutscher Ingenieur in eben jenen Goldminen. Ich versuche zu verstehen, was ihn und seine Frau Ottilie angelockt haben mag und komme auf folgende Möglichkeit:

Cecil Rhodes hatte mit seiner Firma *The Gold Fields of South Africa* ab 1886 nacheinander die Goldminen in Transvaal aufgekauft und agierte somit auf dem Terrain der seit 1857 unabhängigen Buren-Republik. Als die ersten Arbeitskräfte aus dem Ausland («*Uitlanders*») kamen, stiftete Rhodes sie zum Aufstand fürs Wahlrecht an. Präsident Paul Kruger – der Namensgeber des Nationalparks – schlug die Unruhen 1895 nieder, vertrieb Rhodes und bekam dafür Glückwunschpost von Kaiser Wilhelm II., die „Krüger-Depesche“.

Kruger hatte vor, die Republik mit Hilfe aus Berlin aufzubauen, denn er stammte selbst von deutschen Einwanderern ab. Im Zweiten Burenkrieg (1899-1902) bat er Deutschland und die

Niederlande um Hilfe, aber sie scheuten den Krieg mit Großbritannien.

Kruger dürfte eine Schlüsselfigur in der Frage gewesen sein, warum Maximilian überhaupt nach Witwatersrand gegangen ist. Neben dessen Einwanderungspolitik könnte aber auch die Nähe zur Kolonie Deutsch-Südwestafrika (das heutige Namibia) den Weg nach Transvaal nahegelegt haben. Und natürlich das Gold.



Die Familiengeschichte geht so: Maximilian hatte eine neue Schürfmethode und die dazugehörige Apparatur entwickelt. Die Arbeiter sollten das Gestein nicht mehr kniend mit den Händen, sondern sitzend mit den Füßen abtragen – was sicher nicht weniger anstrengend war, aber höhere Effizienz versprach. Er versuchte, sich die Erfindung patentieren zu lassen, doch sein Chef in der Mine annektierte sie als Eigentum der Firma. Die vier-

köpfige Familie verlebte trotzdem gute Jahre in einer Holzvilla und ging zum Gottesdienst nach Hillbrow.

1896 gab es 2200 deutsche *Uitlanders* in Johannesburg – unter insgesamt 50.000 Weißen, von denen nur etwa 6000 «kapholändische» Buren waren sowie 3300 Juden. Nach dem Zweiten Burenkrieg wurden 1902 alle Bewohner Transvaals britische Staatsbürger. Auch die Grafs müssen in diesem Zuge plötzlich Mitglieder des *Commonwealth* gewesen sein.



Als der Erste Weltkrieg ausbrach, hegten viele Buren nach wie vor Sympathien für Wilhelm II., doch die Südafrikanische Union griff an der Seite Großbritanniens in die Kampfhandlungen

ein. Nach der Versenkung des Passagierschiffs RMS Lusitania am 7. Mai 1915 kam es zu antideutschen Unruhen. Die Deutsche Schule Johannesburg (gegründet 1890 durch Pastor Hermann Kuschke) wurde kurzfristig geschlossen, nachdem auf dem Schulhof britische Flaggen verbrannt worden waren. Die Lage der deutschen *Uitlanders* verschärfte sich weiter, so dass Familie Graf überstürzt abreiste – angeblich nahm sie das erste Schiff nach Buenos Aires.

Mit dem Fluchtschicksal waren sie nicht allein: Ernest Oppenheimer etwa musste das Land als deutscher Jude verlassen, doch er ging nach London, ließ die britische Staatsbürgerschaft bestätigen und kehrte schon im Jahr darauf zurück, um die 1888 von Cecil Rhodes gegründete *De Beers Company* zu übernehmen. Sein Sohn Harry erbte später das Geschäft und wurde nebenbei Kanzler der *University of Cape Town* (als Nachfolger des auf Mount Pleasant wohnhaften Centlivres).

Meine 1903 geborene Großmutter zog dagegen nach Hamburg und ließ ihren britischen Pass – so sie denn wirklich ein solchen besaß – wohl verschwinden. Sie heiratete meinen Großvater Paul, bekam als Pfarrfrau vier Kinder und starb mit 47.

Die Gestalt meines Urgroßvaters kenne ich nur von wenigen Darstellungen, darunter einem unvollendeten Familienbildnis aus den 1950er Jahren: Maximilian als Patriarch, meine Mutter schemenhaft im Hintergrund, lesend. Schon als Teenager stand ich lange vor dem Bild, um meinen Kleidungsstil davon abzuleiten. Meine Haut habe ich damals übrigens als viel zu bleich empfunden. Auch wie glatt und hell meine Haare, wie blau-grau

meine Augen sind, das hat mir eigentlich nie gefallen, ich habe mich eher damit arrangiert. Klingt naiv, aber so war es.

Irgendwie lässt mich das Treffen mit Fritz Schoon in Stellenbosch nicht los. Nach dem Gespräch recherchiere ich weiter und kombiniere aus verschiedenen Interviews, dass Fritz zwar wirklich im Johannesburger Viertel East Rand aufgewachsen ist, aber mitnichten in *tough circumstances*. Sein Vater ist Architekt und hat den Landsitz *Schoonhuis* in den Siebziger Jahren auf einer grünen Aue errichtet – ein idyllisches Biotop, wenn auch nicht weit vom Township Tembisa gelegen.

Teile der schlossartigen Anlage lassen sich unter dem Werbeslogan «*Relax in the Old World*» für Hochzeiten und andere Festivitäten anmieten, darunter das Zimmer *The Fritz*, in welchem der Besagte seine Jugend verbrachte. Seine drei Schwestern wohnen noch immer auf dem Areal, offenbar erscheint ihnen die Welt vor dem elektrischen Zaun allzu bedrohlich. Kurzum: Die Geschichte vom «Handwerker aus Johannesburg» stimmt nicht so ganz. Fritz ist ein Akademiker aus gutem Hause, der sich für innovative Verfahren interessiert. Das ist der Hintergrund seiner *peculiarity unique to the south*.



Imagine the rest for yourself

Ich wollte eine Kulisse der Kolonialzeit erfahren, anstatt nur eine abstrakte Schuld zu verwalten. Das Anliegen war, den Gegenstand meines Eingeständnisses irgendwie nachvollziehen zu können. Was ich vorfinde, ist ein diffuses Gemisch aus gutem Leben und dem Empfinden ständiger Bedrohung. Es ist ein Verteidigungsgefecht, das hart und misstrauisch macht, aber das eigene Standesgefühl immer weiter bestätigt – auch, weil es inmitten überwältigender Kulisse stattfindet. Das Selbstbild: Wir sind nicht einfach Europäer, sondern Wagemutige, die es weit gebracht haben, die es sich verdienen mussten und sich das nicht wegnehmen lassen. Viele Auswanderer denken wohl ähnlich, aber hier ist die Haltung in eine 370 Jahre alte Kultur eingesickert, die sie kultiviert und weitervererbt. *White laager*.

Auf dem Rückflug nach Zürich beobachte ich das geographische Desinteresse der Leute, es sind vornehmlich Schweizer Feriengäste. Kurz nach Kapstadt schließen sie alle ihre Fenster und fangen an, Filme zu gucken. Die Dame vor mir schiebt über dem spektakulär vertrockneten Tschadsee kurz die Sichtblende hoch – und zieht sie sogleich wieder runter. Sorry, aber da wäre jetzt zu viel Abstraktionsvermögen vonnöten. Erste Lust auf Außenwelt, als wir über die Alpen fliegen. Wer als Tourist unterwegs ist, erspart sich gedanklichen Ballast.

Dabei gab es früher eine diffuse Identifikation der Schweiz mit dem weißen Südafrika. Die Länder verband eine ähnliche Bevölkerungsgröße sowie das Gefühl permanenter Umzingelung (Vergleichbares betraf den Staat Israel, aber das ist ein anderes Thema). Ein Großteil des südafrikanischen Goldes wurde ab 1968 vorbei an internationalen Sanktionen über den *Zurich Gold Pool* vertrieben, und für den Fall eines Krieges in Europa existierte der Plan, schweizerische Konzernspitzen nach Pretoria zu verbringen. (Als nach Putins Überfall der Beschuss von Atomanlagen gemeldet wurde, habe ich kurz überlegt, meine Familie auf Mount Pleasant «in Sicherheit» zu bringen.)

Wer bin ich? Jemand, der an der friesischen Küste aufgewachsen ist, seine formativen Jahre in Hamburg verbrachte und nun schon lange in der Schweiz wohnt. Ich sitze auf dem Balkon in Bern-Beaumont und schaue auf das Bundeshaus, von dem aus ein Vielvölkerstaat verwaltet wird. *Laager* und *Reduit* – was unterscheidet sie voneinander? Am Ursprung der Schweiz steht keine Katastrophe, denn die indigene Bevölkerung wurde nicht vertrieben, sondern zum Bleiben veranlasst. Caesar hielt die Helvetier in der Schlacht bei Bibracte (58 v. Chr.) sogar gewalt-

sam davon ab, das Mittelland zu verlassen und nach Gallien zu ziehen. Sie sollten dort verharren, wo sie waren, auf dass ihr Siedlungsgebiet nicht an die Germanen falle. Das ist Euer Land, ihr sollt es kultivieren, auch wenn die Umstände ungünstig erscheinen.

In Kapstadt habe ich übrigens noch mit einer Expertin für *ancestry* gesprochen und ihr erzählt, was ich über meine Familie weiß. Sie sagte mir in etwa dies: Das ganze Muster passt, aber Du wirst es nie beweisen können. Es gibt kein systematisches Archiv dieser Zeit, möglich sind nur Zufallsfunde, und Vieles ist halt auch zerstört.

It's like a needle in a haystack, you have to deal with it and imagine the rest for yourself – vielen Dank, darin bin ich erprobt.



Tempura.

Overbecks Nachsommer

Firing Line

Berge der Wahrheit

In der Aubergine



**Fridolin Overbeck verliert sich
zwischen Imitation und Akzentverschiebung.**

OVERBECKS NACHSOMMER

*„Inmitten sich polarisierender Verhältnisse ver-
spürte er stets nur Ambivalenzen“*

Grabinschrift Fridolin Overbeck (Entwurf)

10. Oktober 2017

„Wenn wir die Hafenanlage hinter dem Jenischpark gedanklich etwas schrumpfen, könnte das hier Kapstadt um 1880 sein. In kariertem Dreiteiler säße ich auf einer für Neurastheniker reservierten Terrasse, lebhaft mit einem jungen Nervenarzt plaudernd, der sein Frühstücksei in meinem Beisein genießt. Der Himmel wäre von ozeanischem Widerschein durchfunkelt; die Schwestern bewegten das Rattanmobiliar geräuschlos, wenn ein Patient aufzustehen oder sich zu setzen wünschte. Es lägen verhallte Stimmen in der Luft, spielende Kinder auf kurzgescho-

renem Grün. Sie trügen Schuluniformen und Cricket-Schläger, riefen sich zu und spornten sich gegenseitig an, auf Englisch, Französisch, Niederländisch und Deutsch. Ein zweites Frühstück läge bereits in unmittelbarer Aussicht, für den Nachmittag wäre eine Bootsfahrt geplant. Ungefähr so muss es gewesen sein, als das Menschengeschlecht seinen Zenit erlebte.“

Fridolin Overbeck, genannt Frido, öffnete die Augen und sah mit Genugtuung an sich herab. Er trug tatsächlich einen karierten Dreiteiler, den er gerade gestern zu einem recht günstigen Preis im Karoviertel erstanden hatte. Frido erhob sich aus einem der tiefen, weißen Holzessel, die zur öffentlichen Ausstattung Hamburger Parkanlagen gehören. Noch einmal überblickte er wie ein Feldherr das weite Rund des Jenischparks, strich sich die wüstensandblonden Haare aus den Geheimratsecken, machte auf den Hacken kehrt und schlenderte zur StadtRAD-Leihstation. „Ihr seht so schrecklich aus“, dachte er angesichts der roten, plumpen Zweiräder, die wie bestellt in Reih und Glied standen.

Die Elbchaussee aufwärts, stadteinwärts umschwirrt von Autorasern ohne Benehmen, erfreute sich Frido an der besonderen Wetterlage. Es war ein sonniger Herbst, doch bald würde die kurze Wärmephase zu Semesterbeginn nur noch eine verwehte Erinnerung sein. Wie so oft, wenn die Sonne tief stand, und ganz besonders seit vergangener Woche, dachte Frido an Adalbert Stifter. Ein ‚Nachsommer‘ wie dieser wird es gewesen sein, der den großen Dichter des Biedermeiers dazu brachte, über das späte Aufblühen im Leben eines Geistesmenschen nachzudenken, wenn sich ein verloren geglaubter Zustand noch einmal in voller Pracht entfaltet, bevor er ganz vergeht.

„StadtRAD-Kackrad, Du Arschloch-Touri!“, schallte es neben ihm aus einem alten Passat mit Winsener Kennzeichen. Das traf

es nicht sonderlich gut. In Tat und Wahrheit war Frido nicht nur kein Tourist, er hatte seine Heimatstadt in bisher 37 Lebensjahren nie länger als drei Wochen am Stück verlassen. Selbst die Außenbezirke waren ihm mehr oder weniger fremd, und wo Winsen überhaupt lag, da war er schon überfragt. Dass er für den heutigen Tag auf eines der Sharing Economy-Räder ausgewichen war, lag nur daran, dass sein weinroter Peugeot 504, Jahrgang '71, wie immer in der Werkstatt war.

Frido hatte die altdänische Architektur an der Palmaille bereits passiert und näherte sich dem Ziel seiner Fahrt. Am Baumwall bog er nach rechts in den ehemaligen Freihafen, entlang der Elbphilharmonie, vor der ein russischer Performancekünstler nackt im Sand steckte, und zwar mit dem Kopf nach unten, genauso wie es in der Lokalpresse angekündigt worden war. Dann weiter durch die Speicherstadt, bis er schließlich das Neubaugebiet am Magdeburger Hafen erreichte. Inmitten von sündhaft überteuerten Brachen lag die HafenCity Universität, diese zu klein geratene Weltstadt-am-Wasser-Architektur.

„Oh boy“, dachte Frido, „wie ich diesen Lehrauftrag hasse.“ Er betrat das luftige Foyer, in dem ein üppiges Stofftrapez aufgespannt war. Darunter spendierte das Forschungsdekanat einen kleinen Imbiss, so als würde hier der Verkauf von Dokortiteln angebahnt. Um nicht in entsprechende Gespräche hineingezogen zu werden, duckte sich der bereits Promovierte in einen Tross asiatischer Austauschstudierender – vielleicht waren es auch Jung-Investoren –, um mit ihrer kollektiven Bewegung in die Nähe des Seminarraums 112 zu schwappen. Dort saß bereits eine Handvoll Bauingenieure, so schweigend wie auch während aller Kurse. Die Aussichtslosigkeit, die völlige Absenz aller Gnade, machte Frido zu schaffen, und zwar wöchentlich dienstags von 16 bis 18 Uhr. Und doch schien ihm sein Unterricht in gu-

ten Momenten bedeutend, denn auch ein Bauingenieur hatte sich irgendwann in seinem Leben der Frage nach Werden und Vergehen zu stellen. Deshalb und als ob Frido den milden Herbst um Monate vorausgeahnt habe, leitete er dieser Tage ein Adalbert Stifter-Seminar, *against all odds*.

„Meine Damen und Herren, also sagen wir lieber, meine Herren: Sie haben nach meinen einführenden Worten in der vergangenen Woche das erste Kapitel des Romans ‚Der Nachsommer‘ von 1857 gelesen. Dieses späte Werk Stifters ist getragen von emotional exakter Beschreibung. Die Kunst wird uns als natürliche Landschaft vorgeführt, während die Natur selbst als Projektionsfläche des Menschen erscheint. Doch wollen wir den Blick nun heben: Was glauben Sie, vor welchem historischen Hintergrund dieser Text entstanden ist? Sammeln wir erst einmal, nur frei heraus, welche Frisuren sehen Sie vor sich, welche Art von Musik wird gehört, ist man seiner Gattin treu oder nicht?“

Große, kleine und sogar geschlossene Augen richteten sich auf den Seminarleiter, der wie üblich die Antworten selbst gab. Er berichtete von Fürst Metternich, in dessen Wiener Villa Stifter als Hauslehrer verkehrt hatte, von Metternichs Überwachungsstaat und allgemeiner Paranoia, vom biedermeierlichen Rückzug ins Private, in geschmackvoll eingerichtete Salons und Musikzimmer. Schließlich las Frido eine ihm besonders liebe Passage aus Stifters Roman vor:

„Im Folgenden wird dem Protagonisten eine Werkstatt im Sinne der Arts & Crafts präsentiert. Der Besitzer erklärt ihm, und ich zitiere nun Stifter: *„Hier werden Dinge, welche lange vor uns, ja oft mehrere Jahrhunderte vor unserer Zeit verfertigt worden und in Verfall geraten sind, wieder hergestellt, wenigstens so*

weit es die Zeit und die Umstände nur immer erlauben. Es wohnt in den alten Geräten beinahe wie in den alten Bildern ein Reiz des Vergangenen und Abgeblühten, der bei dem Menschen, wenn er in die höheren Jahre kommt, immer stärker wird. Darum sucht er das zu erhalten, was der Vergangenheit angehört, wie er ja auch eine Vergangenheit hat, die nicht mehr zu der frischen Gegenwart der rings um ihn Aufwachsenden passt. Darum haben wir hier eine Anstalt für Geräte des Altertums gegründet, die wir dem Untergange entreißen, zusammenstellen, reinigen, glätten und wieder in die Wohnlichkeit einzuführen suchen.“

Frido hob seinen Blick. Zur Verblüffung der Studierenden hatte er Tränen in den Augen. Mit bebender Stimme fügte er hinzu:

„Sie werden mir sicherlich zustimmen, dass hier ein gänzlich ungezügelter Geist am Werke ist, wenn auch unter der opaken Schicht eines Bildungsbürgers.“ Das Horn eines in Zeitlupe am Fenster vorbeifahrenden Frachters erklang wie ein Punkt hinter Fridos Ausführungen. Er sah dem Schiff eine Weile nach, dann räusperte er sich.

„Nun denn, ich zeige Ihnen jetzt eine hervorragende Dokumentation des Saarländischen Rundfunks aus dem Jahr 1962. Hier ist deutlich zu merken, wie Stifters Gedanken noch ein gutes Jahrhundert später die Donaumetropole erschütterten. Achten Sie in den zeitgenössischen Darstellungen Wiens besonders auf die Zeichen des Alltags: Wo isst man zu Mittag, welche Gemälde hängen an den Wänden, und wie sehen die Kinder aus?“

Frido startete einen YouTube-Clip, den er am Vorabend aufgetan hatte und verließ den Raum. In der Cafeteria trank er einen grottenschlechten Macchiato – fast glaubte er, der Ausdruck ‚Macchiato‘ habe den Barista dazu veranlasst, irgendein

Gemüse in die Tasse zu häckseln – und haderte mit seinem Schicksal. Welch trauriges Los, im Namen der Liberal Arts die Ignoranten und Falschgläubigen bekehren zu sollen! Das brachte doch alles nichts. Auf dem Weg zurück in den Seminarraum verstauchte sich Frido den Fuß an einer losen Bodenplatte und kam gerade noch rechtzeitig, um das Verschwinden des letzten Bauingenieurs persönlich zu bezeugen.

„Der Film war vorbei, wollten Sie noch was dazu sagen?“

„Nein, schon gut.“ Ein furioser Semesterstart, seufzte Frido innerlich, bereits in der zweiten Woche war keiner mehr da. Lange würde das wohl nicht gut gehen mit seinem Deputat. Aber sei's drum, immerhin war es jetzt, früher als geplant, an der Zeit für einen kleinen Aperitif.

Sollte Fridolin Overbeck bis hierhin den Anschein erweckt haben, sich gern abseits alltäglicher Sorgen zu halten, so muss man sagen, dass dieser Eindruck nicht ganz täuscht. Ein insel- oder gipfelhaftes Empfinden lag in der Tradition seiner Familie, deren Mitglieder es über Generationen verstanden hatten, individuelles Kaufmannsgeschick auf der Grundlage ererbten Reichtums fruchtbar zu machen. Als Kind spielte der kleine Frido in den Parks an der Elbchaussee und auf dem Alstervorland; sonntags ging er mit seinen Eltern zum Gottesdienst in die St. Michaeliskirche oder zur Abonnenten-Matinee in die Musikhalle.

Neben dem Warenhandel hatten auch die Künste im Hause Overbeck einen guten Stand. So hatte Fridos Entschluss, sein Leben der Literatur zu widmen, in der Verwandtschaft für wenig Aufsehen gesorgt. Eher schon, dass er als vermeintlich hochbegabter Schüler regelmäßig lange Nächte in den Schankstuben St. Paulis verbracht hatte.

Frido lief Gefahr, mit dem Geld seines Vaters ein Talent im Wartestand zu werden, promovierte dann aber im stickigen Philosophenturm zur Literatur des 19. Jahrhunderts, um schließlich Romancier zu werden. Seine Bücher waren historisch informierte Exkurse mit entsetzlich stereotypem Figurenarsenal. Auch wenn sich die Elaborate allesamt noch im Planungsstadium befanden, ließ Fridos mentaler Rückweg ins gehobene Kultursegment sein Elternhaus vorläufig aufatmen. Ihn selbst jedoch setzte der Wandel der Zugehörigkeiten unter erhebliche Spannung. Er fühlte sich bisweilen wie ein unerlöstes Irrlicht.

Frido dachte, um zu schreiben, denn das Schreiben war für ihn der emanzipatorische Akt schlechthin: Es verkleinerte das neurotische Terrain des vermeintlich Unsagbaren.

Er schrieb allerdings kaum.

Frido wohnte in der ehemaligen Villenkolonie Marienthal, die seines Erachtens völlig auf den Hund gekommen war. Einen Milieuschutz wie etwa im Generalsviertel gab es hier nicht. Im Quartier galt er als Sonderling, weil er seine Etage – gelegen in einem der wenigen Schmuckstücke inmitten zahlreicher Bausünden – in den Originalstil hatte zurückversetzen lassen, inklusive Türrahmen, Klinken und Klingelschild. Die Leute hatten den Eindruck, der schlaksige Schnösel bringe hier einen wahnhaften Retro-Tick zur Aufführung. Frido war sich dagegen nicht sicher, ob die so genannte ‚alte Zeit‘ wirklich restlos verschwunden war, denn in Spuren entdeckte er sie fortwährend wieder, nicht bloß in der Architektur.

Er hatte stets Personen gekannt, die ihm gewissermaßen zustanden. Das altsprachliche Christianeum in Hamburgs strahlend weißem Westen bot in den neunziger Jahren eine reiche Auswahl an jungen Valium- und Ritalin-Patienten, darunter

hochintelligente Apokalyptiker, aber auch selbstverliebte Tage-diebe. Das ikonische Schulhaus von Arne Jacobsen war bereits malerisch vermodert, auf dem zugehörigen Hockeyplatz zertrümmerten sich moralisch verkommene Sprösslinge des niederen Adels gegenseitig die Schienbeine, während in mancher Bibliotheksabseite bereits eine kunstgeschichtliche Karriere frühblühte.

In diesem Aquarium menschlicher Zierfische tummelten sich Exemplare wie Markus von Sennen, seinerzeit selbsterklärter Mädchen- und Jungsschwarm, heute Agenturleiter ohne fachspezifische Funktion oder Fähigkeit. Aus Langeweile, aber auch zur Aufstockung seines kulturellen Kapitals hatte Markus kürzlich in die Tapas-Bar eines ehemaligen RAF-Terroristen investiert.

Von der HafenCity Universität kommend, kehrte Frido regelmäßig in die kleine Kaschemme am Schulterblatt ein. Am Tag der abgebrochenen Seminarsitzung wurde er Zeuge einer seltsamen Szene: Markus saß mit drei Agenturkollegen um einen Bistrotisch, die Hornbrille in den Kragen seines Farah-Hemds geklemmt. Der smarte Habitus schien hier nicht recht zu ziehen, denn ein unsympathischer Typ mit Mittelscheitel dominierte das Gespräch, grenzdebil angelächelt von einem dicken IT-Kerl und einem jugendlichen Designer, die unter dem Tisch an ihren Tretrollern herumfummelten. Markus versuchte sich mehrmals an jovialen Einwüfen, doch der Mittelgescheitelte fiel im jeweils ins Wort. Dieser war es auch, der die Unterredung alsbald für beendet erklärte, um mit seinen Schergen zurück in die nahegelegene Agenturräumlichkeit zu rollern. Bevor sich Markus endgültig als begossener Pudel hätte fühlen müssen, trat Frido auf ihn zu. Sofort kehrte Leben in die Züge des Sitzengelassenen zurück; erleichtert über die willkommene Ablenkung

umarmte er seinen Freund und bestellte mit einer knappen Handbewegung zwei Gläser Weißwein.

„Neue Fensterscheiben, wie ich sehe“, stellte Frido mit einem Blick auf die blitzblanke Ladenfront fest.

„Das musste schnell gehen, man wird hier sonst verdächtig.“ Frido wollte etwas einwenden, doch Markus hob beschwichtigend die Hand. „Nein wirklich, eingeworfene Scheiben sprechen in der Schanze für sich selbst.“

„Aber hier war doch nach dem Gipfeltreffen *alles* kaputt.“

„Nicht alles. Du musst genau hinsehen – lass uns eine Runde durchs Viertel drehen.“ Markus trank sein Glas in einem Zug und deutete Frido an, es ihm gleich zu tun. Dieser gehorchte.

In der Tat erzählten die quer durch das Schanzenviertel verteilten Spuren des G20-Gipfels vom vergangenen Juli eine komplizierte Geschichte. Und ein Nachsommer wie dieser war doch der richtige Moment, die fiebrigen Geschehnisse eines heißen Sommers zu analysieren. Frido erfreute sich an der kompetenten Begehung des Schlachtfelds, andererseits wurmte es ihn, nicht selbst der Experte zu sein. Aber diese Gegend war nicht mehr sein Terrain, sie entwickelte sich zu schnell. Markus präsentierte ihm vernagelte Geldautomaten, schlaff herabhängende Leuchtlogos und kaputte Frontscheiben von Klamottenläden.

Irgendwann waren sie in die Rosenhofstraße eingebogen. Bei der Hausnummer 13 nahm Frido die Stufen zum Hauseingang und studierte die Klingelschilder.

„Hier hat vor Ewigkeiten mal eine Freundin von mir gewohnt, aber sie ist wohl umgezogen. Dafür lebt da jetzt ein Graf von Salkreuth. Das ist ein starkes Zeichen!“ Frido lachte laut auf und wandte sich Markus zu. Neben diesem stand urplötzlich ein Endzwanziger mit Kapuzenpulli, Badelatschen und einer Fanta in der Hand.

„Salkreuth, das bin ich! Kennen wir uns?“, fragte er grinsend. Frido war so verblüfft, dass ihm keine geistreiche Bemerkung in den Sinn kommen wollte. Er wurde rot, entschuldigte sich und trat ab.

Frido hatte die Tage des G20-Gipfels, als die Mächtigen der Welt mit ihrer *Entourage* in der Stadt weilten, fast ausschließlich zwischen Fernseher und Laptop in seiner Wohnung verbracht. Nicht aus Angst vor den angekündigten Protesten oder der Polizei, sondern weil er wieder einmal nicht wusste, wo er eigentlich hingehörte.

Eine künstlerische Aktion am Vorabend des Gipfels hatte ihn bereits völlig verwirrt. Hunderte mit einer grauen Kruste überzogene Gestalten schlichen wie Zombies durch die Innenstadt. Am Ende rissen sie sich ihren Einheitslook vom Leib und tanzten ausgelassen in farbigen Trikots oder sogar nackt. Eine der Organisatorinnen sagte ins TV-Mikro, es gehe darum, Bilder zu erzeugen, die allen verständlich seien. Frido verstand die Bilder aber nicht, denn der Neoliberalismus, der hier kritisiert werden sollte – oder etwa nicht?! –, der war doch gar nicht grau, sondern knallbunt, was die Sache nicht besser machte.

Der Protest müsste sich weiterentwickeln, dachte Frido, weil er sonst Gefahr läuft, die Rolle der Beleidigten zu übernehmen, die früher konservativen Wählern zugekommen war. Was diese Leute nicht kapierten: Gerade das Beharren auf einmal gefasste Ansichten brachte eine Positionsverschiebung mit sich, weil das gesamte Meinungsspektrum in Bewegung war.

„Jede Position ist stets historisch bedingt!“, sagte er laut in Richtung Flachbildschirm. „Lässt sich alles in Pariser Büchern nachlesen.“ Aber dass Identität relativ war, verstand man weder rechts noch links.

Manchmal brauchte es nicht viel, um Zustände höchster Erregung in kürzester Zeit abflauen zu lassen. Was darauf folgte, war eine Realität, deren Grenzen sich ein Stück verschoben hatten. Eine Erschütterung der öffentlichen Ordnung blieb als Möglichkeit vorhanden, auch wenn vorerst wieder Ruhe eingekehrt war.

11. Oktober 2017

An wenigen Orten der Freien und Hansestadt fühlte sich Frido derart geborgen wie im Kuppelsaal der Kunsthalle. Das mag an der verhallten Akustik gelegen haben, die jedem Schritt Bedeutung verlieh und jedes Wort verschleierte. Vor allem aber hing hier sein Lieblingsgemälde, ‚Der Morgen‘ von Philipp Otto Runge, die formvollendete Verklärung eines geometrischen Naturbegriffs. Heute wollte er es Maximilian zeigen, einem jungen Musikwissenschaftler, der sich ‚Maxi‘ rufen ließ und ihm ausnehmend gut gefiel. Als Freund metaphorischer Avancen kam Frido wiederholt auf die Vereinigung der Künste zu sprechen, die hier geradezu körperlich spürbar sei. Maxi ließ sich nichts anmerken, vielleicht merkte er auch nichts.

Mit großer Umsicht, geradezu zärtlich beschrieb Frido die Bilddetails: die kleine blaue Blume zwischen den Fingern der unbekleideten Aurora, ihres Zeichens Göttin der Morgenröte; die Armhaltung der sie umringenden Putten, die dramatische Färbung des Himmels. Vor allem aber – Frido kam nun regelrecht in Fahrt – das Gefüge der ganzen Welt, welches hier mit bloßem Auge nachzuvollziehen sei. Die gesamte Bildkomposition beruhe auf einfachen Zahlenproportionen, die Runge der musikalischen Intervallik entliehen habe. Engel zu Aurora: zwei zu drei, also eine Quinte. Pflanzenornament zu Sonnensymbol: drei zu vier, also eine Quarte.

„Kannst Du das erkennen?!“

„Ja, schon.“

Hier zeige sich die pythagoreisch-platonische Fügung der Natur in einer Kombination aus Romantik und Berechnung. Das hätte auch Stifter gefallen, der ja auf seine ganz eigene Weise ein ‚Sinn-Stifter‘ gewesen sei.

Maxi sah sich hilfesuchend um, doch Frido kam nun auf das gegenüberliegende Werk, ebenfalls von Runge, zu sprechen: ‚Die Flötenstunde‘. Maximilian merkte an, der Titel laute im Saaltext ‚Die Lehrstunde der Nachtigall‘.

„Das mag ja sein“, entgegnete Frido, „doch es handelt sich um eine Flötenstunde. Amor lässt Psyche hier an seinem Instrumentalent teilhaben, während wir in der Rahmenhandlung einer fugenartigen Putten-Variation ansichtig werden.“

„Ok Frido, wollen wir noch was Zeitgenössisches anschauen?“

„Im Neubau nichts Neues, lass uns lieber ein bisschen spazieren gehen.“

Maxi schlenderte, Frido lustwandelte neben ihm, in Richtung Jungfernstieg, dann den Neuen Wall entlang, bis sie vor einer Baustelle standen, allerdings einer prachtvollen.

„Hier entstehen die ‚Stadthöfe‘“, dozierte Frido. „Wie auch die Neukonzeption der Berliner Museumsinsel erdacht von David Chipperfield. Ein exklusives Wohn- und Einkaufsensemble in alten Gemäuern – alles unter dem Motto ‚Hommage an das Leben‘.“

„Und was war das früher?“

„Die Gestapo-Zentrale.“

Maxi verschluckte sich an seiner Fritz-Cola, hustete ausgiebig und schaute Frido dann verwundert an. Dieser zog die linke Augenbraue hoch.

„Das Thema Umnutzung scheint Dich eigentümlich zu berühren. Hast Du noch einen Moment Zeit? Dann lass uns den Bus nach Harvestehude nehmen.“

Zwanzig Minuten später starrten sie auf eine massive Fassade mit griechischen Säulen und zwei Adlern auf dem Dach.

„Sieht aus wie ein waschechter Nazi-Bau“, sagte Maxi.

„Ist auch einer. Das war die Standortkommandantur der NSDAP, hier wurde der Angriff auf Dänemark vorbereitet. Schau mal, das Werbeplakat des Architekturbüros.“

„Die Seele des Alten bewahren‘ – sind die noch ganz dicht?! Was zeigst Du mir hier eigentlich für ein Zeug?“

„Guck nicht so. Das ist die beste Wohnlage Hamburgs. Wenn die in sowas großzügige Wohnungen reinbauen, purzeln die Millionen. Zumal Karl Lagerfeld den alten Festsaal im Erdgeschoss eingerichtet hat.“

„Das kann doch alles gar nicht wahr sein.“

„Sieh Dich um, Maxi, an jeder Ecke wird Geld mit falschen Vorstellungen von der Vergangenheit gemacht. Selbst meine alte Grundschule in Groß Flottbek bauen sie zu einer Reihe von Stadtvillen um.“

„Aber Du bist doch selbst so ein Nostalgie-Fanatiker.“

„Nein, bin ich nicht – oder jedenfalls völlig anders. Ich kann nicht glauben, dass Du mich in einen Topf mit dieser Nazi-Verharmlosung wirfst.“

„Tue ich doch gar nicht. Entschuldige, das wollte ich jedenfalls nicht sagen. Aber so ganz kapiere ich Dein seltsames Gründerzeit-Getue auch nicht.“

Darauf war Frido nicht vorbereitet gewesen und ruderte hilflos mit den Armen. „Es kommt mir einfach so vor, als sei die westliche Kultur im 19. Jahrhundert ... schon mal viel weiter gewesen als heute.“

„Ja, auf Kosten der halben Welt“, entgegnete Maxi ärgerlich.

„Aber das ist doch inzwischen auch nicht besser, es wird nur anders genannt“, wehrte sich Frido.

Maxi schien nicht zufrieden, und so schwiegen sie einen Moment. Er musste jetzt eh zurück in die Neue Rabenstraße, Pflichtseminar über Wagners Musikdrama. Und später sei er noch mit Katerina verabredet.

Frido begleitete Maxi bis zum Musikwissenschaftlichen Institut an der Moorweide, sie verabschiedeten sich spröde. Frido setzte sich auf eine Bank, stand aber gleich wieder auf. Die eigene Unfähigkeit, seinen Blick auf die Vergangenheit nachvollziehbar zu erläutern, hatte ihn verstört. Und auch, dass Maxi schon wieder seine Bratschistin traf.

Mit einem Glas Armagnac zurück im heimischen Ohrensessel kam Frido zur Ruhe und Selbsteinsicht. Er dachte, wie so oft, über das Schreiben nach: „Letztlich dekonstruiere ich mich in meinen Büchern selbst. Dies ist eine der Varianten, dem Subjekt auf die Spur zu kommen: Man zerlege es in drei bis vier Teilssegmente und füge diese hernach wieder zusammen.“

Doch auch andere Methoden der Literaturwissenschaft waren der Selbstbespiegelung dienlich. Sie alle überprüften Arbeitshypothesen, etwa die psychoanalytische: „Legen wir die Annahme zugrunde, man sei durch das Verhältnis zu den Eltern und eine daraus resultierende Triebstruktur geprägt, dann verleihen wir gewissen Episoden Bedeutung und kommen zu einem entsprechenden Resultat. Dieses verrät uns zwar nicht die Wahrheit, aber veranschaulicht doch eine bestimmte Perspektive aufs Dasein.“ Frido erhob sich und ging, die Arme hinter dem Rücken, zwischen Bücherwand und Panoramafenster hin und her.

„Als nächstes ließe sich hypothetisch annehmen, wir seien durch unsere Rasse, Klasse oder unser Geschlecht disponiert – oder durch den historischen Hintergrund, auf dem wir uns wie eine Spielfigur bewegen. All diese Annahmen lassen sich durch Geschichten belegen und zu Aussagen verdichten.“ Frido ging ins Badezimmer, um sich die Hände zu waschen, was er alle halbe Stunde tat. Er trocknete sich ab und sah in den Spiegel.

„Oder aber wir sagen: Identität gibt es gar nicht. Was wir dafür halten, ist in Wirklichkeit die Summe unserer Einflüsse. Ebendiese könnte man aufzuzählen versuchen.“ Frido lief quer durch sein Arbeitszimmer, hielt vor dem Fenster inne und blickte auf den üppigen Vorgarten.

„Und dann gibt es Gedanken und Überzeugungen, die nicht dazu passen. In diesem Zwiespalt schreibe und bin ich.“

Frido deutete eine Verbeugung in Richtung Garten an, begab sich zurück zum Sessel, schenkte nach und starrte auf sein Glas, so als sei es ein Totenkopf. Hinsichtlich seiner Schwäche für starke Getränke hatte Frido eine klare Meinung. Da er sich als vegetativ gesteuert empfand (was eigentlich nicht zu seinem ruhigen Gemüt passte), war die Droge seiner Wahl natürlich ein Nervengift. Es regulierte die unnötige Überfunktion auf Normalzustand. „Ich trinke mir die Dinge also nicht schön“, dachte er, „sondern werde mit dem ersten Glas allmählich realistisch.“

Frido wollte seinen Frieden mit der Neurasthenie machen. Er hatte sie nun einmal (obwohl sie seit 100 Jahren nicht mehr diagnostiziert wurde) und musste damit leben. Die Schonung von Gemüt und Reizdarm hatte deshalb vor allen beruflichen Begehren zu firmieren. „Die Nachsicht mit mir selbst ist nicht larmoyant, sondern basiert auf einem real existierenden Syndrom.“

Er machte sich eine Notiz. Eigentlich wäre die Gelegenheit günstig gewesen, den erwachten Gedankenstrom zur Weiterarbeit an einem seiner Romanentwürfe zu nutzen. Doch er zögerte einen Moment zu lang, kam auf das Thema Nachsicht zurück und gönnte sich noch einen Schluck.

12. Oktober 2017

Am folgenden Nachmittag stand Stefan Bäumlung vor Fridos Wohnungstür, gestriegelt wie ein kaiserliches Pferd. Seine Doppelrolle als Redaktionsleiter des Hamburger WOCHEN-Feuilletons und Gutsherr im Alten Land verkörperte Stefan auf beeindruckende Weise: sein wuchtiger Körper stand in berückender Korrespondenz zu dem hauchfeinen Schnurrbärtchen, das sich wie mit Kajal gezogen an seine Oberlippe schmiegte.

Er hatte Frido überredet, heute im olivgrünen Land Rover mit ihm nach Berlin zu fahren, um eine Lesung des umstrittenen Autoren Bernhard Passarge zu besuchen, der zu den Edelfedern des Verlags gehörte, obwohl er ungeniert mit neuerechten Positionen kokettierte. Frido vermied für gewöhnlich Situationen, die nach Eklat rochen oder zumindest versprachen, eine irgendwie aufreibende Wendung zu nehmen. So hatte Stefan gut daran getan, Frido erst am Horner Kreisel über die genaueren Umstände der Lesung in Kenntnis zu setzen. Schauplatz sollte eine angesehene jüdische Buchhandlung unweit der Freien Universität sein, was eine pro-palästinensische Aktivistengruppe dazu gebracht hatte, öffentlich einen Übergriff anzudeuten.

„Was soll das heißen, einen Übergriff?!“, hakte Frido nach.

„Passiert doch eh nichts, das sind nur rhetorische Gefechte, Hauptstadt-Geraune“, versuchte ihn Stefan zu beruhigen.

„Das ist kein Geraune, sondern ein politischer Konflikt“, erregte sich Frido. „Wieso laden jüdische Intellektuelle überhaupt einen reaktionären Quacksalber ein?“

„Hey, immer langsam, erstens ist Bernhard Passarge kein Quacksalber und zweitens können die einladen, wen sie wollen. Gelten für Juden besondere Benimmregeln, oder was?!“

„Ich mein doch nur, dass das vielleicht etwas ungeschickt ist.“

So stritten Frido und Stefan eine Weile miteinander und warfen sich gegenseitig vor, alles nur durch die Brille des Literaturwissenschaftlers bzw. des bürgerlichen Journalisten zu sehen, doch langsam stellte sich in Frido eine gewisse Spannung darauf ein, was sie vor Ort erwarten würde.

„Wir müssen noch jemanden abholen“, sagte Stefan, als sie auf den Uni-Parkplatz in Dahlem einbogen. „Ernesto Stocholski, Du hast bestimmt von ihm gehört, der stellt gerade die gesamte Philosophie auf den Kopf. Ich versteh zwar kein Wort davon, hab ihn jetzt aber als Autoren für uns gecastet.“ Ja, der Name sagte Frido etwas, aber was hieß das schon: Wer ein bisschen Schaum schlug und bei drei nicht auf dem Baum war, wurde von Stefan für eine Kolumne eingekauft. Frido war abgelenkt, er wunderte sich wieder einmal über die Tristesse der ‚Rostlaube‘ genannten Architektur, die doch allerhand große Denker beherbergt hatte und dies vielleicht noch immer tat. Die Freie Universität erinnerte ihn an das Christianeum, auch von der Lage und sogar vom Personal her: eine Vielzahl Sonderlinge in einem modernistischen Schrott-UFO, dieses wiederum inmitten eines schönen Altbauviertels. Vor dem Eingang zum Szondi-Institut erwartete sie ein nervöser Typ von jugenhafter Gestalt, auf den zweiten Blick schon einen Tag älter.

„Frido, Ernesto“, stellte Stefan die beiden einander vor. Frido sah sich einem fiebrigen Blick durch ein Brillengestell von gro-

tesker Größe ausgesetzt: „Glaub bloß nicht, ich sei hier fest angestellt. Das würden die niemals zulassen, niemals.“

Frido nickte eifrig, sah aber davon ab, die Hintergründe zu erfragen, und so machten sie sich auf den Weg. „Wir haben noch ein bisschen Zeit, lass uns durch den Botanischen Garten gehen“, regte Stefan an und gab ohne weitere Diskussion die Richtung vor. Während Ernesto schlendernd die allgemeine Lage der Hochschullandschaft anhand zahlreicher Verwünschungen skizzierte, musterte Frido die kopfsteingepflasterten Alleen. Hier sah es ein bisschen so aus wie in Marienthal. Sie entrichteten den Eintritt an einer kleinen Pförtnerloge, durchschritten eine schmiedeeiserne Pforte und ließen sich von geharkten Gehwegen bis zu den Hauptgebäuden führen. Als Glasdach-Freak freute sich Frido über die üppigen Gewächshäuser, in denen er ein paar schöne Entdeckungen machte, etwa die ‚Goethea strictiflora‘, ein brasilianisches Malvengewächs mit knallroten Blüten. Auch die Außenanlagen gefielen ihm gut, mit Pinien und Zypressen wie in der Toskana. Fast hätte er die Arme schützend vor sich gehalten, als sie nach einer halben Stunde durch hohe Gitterstäbe auf eine hässliche Ausfallstraße mit entsetzlichen Zweckbauten blickten.

So eilig, als habe es zu regnen begonnen (dabei war es eine schöne Vorabendstunde), liefen die drei über eine Ampel und bis zur nächsten Abzweigung, die ins Viertel hineinführte. Dann endlich, Lichterfelde-West, die sagenumwobene Villenkolonie. In engen Pflasterstraßen mit Gasbeleuchtung standen steil aufragende Fantasieburgen, pseudobarocke Rundbauten und Jugendstilhäuser mit gepflegten oder verwilderten Vorgärten. Johann Anton Wilhelm von Carstenn, so wusste Stocholski zu berichten, hatte das Quartier für den gehobenen Lebensstil im Grünen entwickelt und seinerzeit sogar exotische Baumarten

aus Überseekolonien anpflanzen lassen – ein Geschäft, das bis zum Börsencrash 1873 üppig florierte. Auch jetzt war das Viertel wieder begehrt, man sah teure Autos und riesige Antennenanlagen neu eingerichteter Botschaften. Eine Welt für sich.

Im Kadettenweg blieb Stefan vor einem gelben Gebäude mit vier Stockwerken und neogotischem Spitzgiebel stehen. Eigentlich ein Wohnhaus, nur ein kleines Schild deutete auf das Geschäft hin. „Voilà, meine Herren, die Buchhandlung ‚Batuach‘.“ Die Haustür stand offen, sie nahmen die Treppe ins Hochparterre und landeten in einem großzügigen Salon. Frido wunderte sich über das fast private Ambiente: Selbst die Bücher wirkten gar nicht so, als ständen sie zum Verkauf. Zudem gab es keinerlei religiöse Hinweise, weder in der Einrichtung, noch in der Kleidung der Besucher. Frido schämte sich dafür, offenbar anderes erwartet zu haben. Nur einige Burschenschaftler mit Schärpen und Mützen fielen optisch etwas aus dem Rahmen.

Stefan gesellte sich sogleich zu einer Gruppe von Anzugträgern mittleren Alters, unter ihnen ein forsches Männlein mit roten Haaren und Einstecktuch, das offensichtlich darum bemüht war, seine Körpergröße herunter- bzw. sich selbst aufzuspielen. Bald wurden auch Frido und Ernesto herangewinkt und in die Vorstellungsrunde mit einbezogen. Natürlich handelte es sich bei dem Männlein um Bernhard Passarge. Seine heutige Rolle als süffisanter Querfront-Desperado kam im Kreis der umstehenden WOCH-Redakteure gut an. Offenbar trug sein aktuelles Buch den Titel ‚Blühen soll Afrika‘. Stefan betonte, die darin vorgetragenen Thesen würden sicher für einen ‚heißen Herbst‘ sorgen, und beugte sich dabei zu Passarge herab, als spräche er zu einem Zwölfjährigen. Der Gelobte nahm ein silbernes Zigarettenetui aus seiner Innentasche und fuchtelte damit herum, während er lächelnd beteuerte, sich in der Formulie-

rung noch zurückgehalten zu haben, um den Charakter eines konstruktiven Gesprächsangebots nicht zu gefährden.

Es ertönte eine Tischglocke, und die etwa 30 Anwesenden wurden gebeten, sich zu den locker im Raum verteilten Freischwingern zu begeben. Passarge nahm vorne auf einem Cocktailsessel Platz, neben sich der Kamin und ein Nierentisch mit einem Getränk, das aussah, als würden Kapern darin schwimmen.

„Hier ist das *corpus delicti*“, sagte er und hielt ein Exemplar seines Buchs hoch, auf dessen Cover tatsächlich ein Elefant in freier Wildbahn abgebildet war. „Ich hoffe, Sie sitzen gut und ich belästige Sie nicht auf leeren Magen.“ Der launige Tonfall setzte sich fort, während Passarge abwechselnd vorlas und die Stellen lebhaft kommentierte.

„Was ist denn das für eine Haltung, zu sagen: Afrika ist verloren, wir müssen also den Afrikanern den Weg nach Europa ermöglichen?! Das ist in Zeiten weltweiter Bevölkerungsexplosion und knapper werdender Ressourcen völlig unrealistisch. Die Lösungen müssen vor Ort gefunden werden und zwar durch allenfalls flankierte Selbstermächtigung. Flüchtlingshilfe ist wichtig, aber sie ist immer nur Makulatur.“

Passarge schien sich unter Gleichgesinnten zu wähnen, doch das Publikum wurde unruhig. Dann gab es einen Zwischenruf: „Ist Ihnen klar, an wessen Seite Sie sich mit dieser Argumentation stellen?!“

„Hören Sie“, richtete Passarge das Wort an den vollbärtigen Jüngling, der ungeduldig auf seiner Sesselkante wippte, „ich bin einfach der Meinung, dass jede Rettungsaktion und jedes Auffangbecken immer schon zu spät kommen. Die große Mehrzahl aller Menschen muss die Chance erhalten, am Ort der eigenen Herkunft glücklich zu werden, anstatt den Schlepper zu bezah-

len. Daran muss Politik arbeiten, aber daran müssen vor allem auch die Menschen vor Ort arbeiten, und sei es durch Revolutionen. Nur so kann sich Kultur entwickeln. Der erfolgreichste Flüchtling wird in Mönchengladbach niemals glücklich werden, und die Gladbacher nicht mit ihm. Und es ist einfach ein süßer Gedanke, wie pulsierend ein Lagos oder Kinshasa als funktionierende Stadt sein könnte und wie wohl sich dort jemand fühlen würde, der in der Gegend aufgewachsen ist.“

Frido konnte diesem Gedanken durchaus etwas abgewinnen, doch er störte sich an der polternden Art, mit der Passarge den Salon unterhielt. Das gegebene Thema war nicht leichtfertig abzuhandeln, aber dieser Zwergdandy bediente sich eines Tonfalls wie der junge Harald Schmidt. Außerdem sprach er fortwährend pauschal von ‚Afrika‘, so als sei es ein Land und nicht ein Kontinent.

„Wofür wir sorgen müssen: 1. Unseren Anteil an der Ausbeutung Afrikas stoppen, 2. Bildung fördern und 3. Schulen und Universitäten bauen. Das sind immer die Keimzellen aller sinnvollen Umstürze und Aufbauten. Den Rest müssen die Afrikaner selbst erledigen und mit ihren eigenen Visionen erfüllen. Den Überbau anlegen, und zwar nicht als Abklatsch, sondern aus eigenen Traditionen heraus.“

Es gab Szenenapplaus, doch gleichzeitig erhoben sich einige Personen, um den Raum wutentbrannt zu verlassen. Frido war völlig durcheinander: Dieses Gerede setzte sich zusammen aus ethnischen Ordnungsfantasien und einer seltsamen Marxismus-Abart, inklusive Ermächtigung der Unterdrückten. Wer war hier eigentlich die Zielgruppe und worin lag das geheime Interesse des Absenders? Steckte ein politisches Vorhaben dahinter, oder ging es bloß um die Kultivierung einer besonders aparten Position?

Während Frido nachdachte, beruhigte sich die Lage, auch Passarge schien in seinem Vortrag ermattet und kam bald zum Ende. Die meisten standen auf, es bildeten sich Menschentrauben, die größte natürlich um Passarge höchstpersönlich. In diesem Moment klopfte ihm Stefan hektisch auf die Schulter, das Handy am Ohr.

Die Palästinenser greifen an, war Fridos erster Gedanke, doch der Anruf kam nicht von der Polizei, sondern aus Jork. Eines von Stefans Lamas hatte sich den Kopf in einem Eimer verklemmt und war partout nicht zu bändigen. „Komm, mein Bester, wir müssen zurück, das Farmleben ruft.“

13. Oktober 2017

Am nächsten Abend zurück in Hamburg: Im Bistrot Vienna war es wie immer sehr eng. Man bekam den Tisch vor den Bauch geschoben und saß auf Schulterfühlung mit der Person nebenan. Das konnte sehr lustig sein, aber manchmal auch nerven.

„Hey Markus, pass doch auf, Du musst den Teller unters Kinn halten...“

„Hätte ich den Teller noch höher gehalten, wäre das Lachstück noch tiefer gefallen.“

Diese Zusammenkünfte – es ist ja nicht zu glauben – gab es nun schon seit 20 Jahren, allerdings in sehr unterschiedlicher Form. Begonnen hatten sie am Christianeum im Rahmen ausufernder Redaktionstreffen der Schülerzeitung. Während der Studienzeit traf man sich in den Räumen gewisser Privatclubs an der Außenalster. Phasenweise schien die besondere Neigung des Zirkels in einem größeren Zusammenhang aufzugehen. Doch letztlich waren die Freunde immer erleichtert, wenn sie ihre

Eigenheiten unter sich pflegen durften. Wie hier im Vienna zu Eimsbüttel, wenn auch unter den Augen Uneingeweihter.

Neben Frido, Markus und Stefan hatte es eine einzige Frau in diesen innersten Zirkel geschafft – oder vielleicht sollte man besser sagen, es dort ausgehalten. Es war Dagmar Kiesewetter, die sich soeben über Markus' Umgang mit dem Gruß aus der Küche mokiert hatte, während sie zum Vergnügen aller Anwesenden ihre neuesten Probleme als *Post-Doc* in der Kunstgeschichte darlegte.

An der Uni Hamburg war das Mäzenatentum zum Problem geworden. Der Stifter eines neuen Lehrstuhls für ‚Critical Curating‘ hatte sich zur Belohnung Titel und Würde eines Ehrendoktors versprochen. Das Reglement erlaubte dies jedoch nicht, woraufhin der edle Spender das Geld sistierte. Das war ungünstig, weil der bereits berufene, von einer amerikanischen Eliteuniversität abgeworbene Hotshot nun beruflich in der Luft hing und mit ihm seine zugereisten Doktoranden. Jener Hotshot war dieser Tage in Richtung Washington Square verschwunden, und zwar *for good*, woraufhin Dagmar Kiesewetter für die Lehrstuhlvertretung eingeteilt worden war, obwohl sie Kuratoren verachtete und sich selbst für nicht sonderlich *critical* hielt. Letztes Wochenende sei sie so durch den Wind gewesen, dass sie und ihr Freund Hannes, der eine Juniorprofessur für Textildesign in Stuttgart bekleidete, kurzerhand aneinander vorbei gependelt seien.

In das aufheulende Gejohle hinein ergriff Stefan das Wort und sprach Dagmar im Namen aller Beteiligten seine Anteilnahme aus. Dann ergriff er das Glas und bat um ein Bekenntnis zum Kreis der Dionysosdiener. Zum Entsetzen der übrigen Gäste wie zur Freude der Belegschaft sangen sie gemeinsam:

*Ich bin gestorben dem Weltgetümmel,
Und ruh' in einem stillen Gebiet!
Ich leb' allein in meinem Himmel,
In meinem Lieben, in meinem Lied!*

Gustav Mahlers Superhit war ihre inoffizielle Hymne, die jeweils den Beginn der Symposien markierte. Mit einer Bewegung, als würde er einen Faden zwischen seinen Händen straffen, ließ Stefan den letzten Ton ausklingen und deutete gleich darauf dem Kellner an, er solle die Vorspeise bringen, was dieser umgehend tat: lauwarmer Gemüsesalat mit Jakobsmuscheln, dazu ein Weißburgunder aus dem Rheinhessischen.

„Wir verhandeln hier, was uns bewegt: Die Welt nach dem Jahr 2016, als uns die Verhältnisse um die Ohren flogen.“ Das war Stefans derzeitige Lieblingsthese: Mit Brexit und Trump sei vergangenes Jahr eine populistische Wende über die westliche Welt gekommen, die alle Bereiche des Lebens berühre. Nun gehe es darum, „zu bewahren, was immer gilt. Zu ergründen, was Bedeutung hat. Und zu schaffen, was sich zu erhalten lohnt.“ Stefan konnte sehr feierlich reden, verlor aber nur selten den spielerischen Umgang mit der Materie. Bald gab er dem Kellner wieder ein Zeichen, woraufhin dieser provenzalisches Lammcarré mit Ratatouille servierte, dazu eine Flasche Châteauneuf-du-Pape, auf Stefans Schnipsen hin zwei weitere.

„Sprechen wir doch ein wenig über das Verhältnis elitärer Lebens- und Sprechweisen in ihrem Verhältnis zu einem von Populisten verführten Pöbel.“

„Das hast Du schön neutral formuliert, Stefan“, merkte Dagmar an. „Wenn ich dazu gleich etwas sagen darf, bezogen auf die Situation in der Neuen Welt...“

„Ja bitte, darauf wollte ich hinaus.“

„Ein gängiges Erklärungsmuster für die Trump-Wahl geht doch so: Vor lauter Beschäftigung mit Minderheiten haben wir die vermeintliche Mehrheit aus dem Auge verloren und werden nun dafür bestraft, ihre inneren und äußeren Nöte nicht wahrgenommen zu haben. Wir lebten in einer Blase der Gleichdenkenden, die abgehobene Arroganz machte uns blind. Die Wähler von Rechtspopulisten seien gar nicht dumm, ihre Emotionen erklärbar.“

„Dagmar, würdest Du nach dieser Rekapitulation dessen, was wir alle wissen, nun zu Deinem eigenen Beitrag kommen“, ermahnte sie Stefan.

„Das Problem ist Folgendes: Die kritische Selbstreflexion ist ein grundlegendes Merkmal aufgeklärter Diskurse. Sie geht automatisch vonstatten. Teil dieser Selbstanklage ist unsere Annahme, dass wir andere Gruppen, Lager oder Völker auf ein primitives Trugbild reduzieren. So formiert sich unser Blick auf die Welt.“

„Ja, und?“ hakte Frido kauend ein.

„Das funktioniert derzeit nicht sonderlich. Denn nicht wir reduzieren die Anderen, das tun sie schon selbst, und zwar mit großem Stolz.“

Dagmar machte einen Moment Pause und blickte erwartungsvoll in die Runde.

„Du meinst“, fragte Stefan zögerlich, „Trump-Anhänger seien stolz darauf, unterkomplex zu argumentieren?“

„Zum Beispiel. Aber nicht nur die, das gilt auch für AfD-Wähler. Und sogar für Salafisten, die ja schlimmer sind als jede orientalistische Vereinfachung es je sein könnte“, ereiferte sich Dagmar.

„Bitte nochmal eines nach dem anderen“, erbat sich Markus, der sowohl Lamm als auch Rotwein mit großem Eifer zusprach. „Was haben jetzt Islamisten mit Trump-Wählern zu tun?“

Dagmar nahm die Vorlage erfreut auf: „Für sie alle, meine lieben Genossen, sind die kulturellen Errungenschaften einer Weltbürgerklasse nur Ausdruck und Symptom von deren Machtausübung. Freiheitliche Werte und Ausbeutung stehen in ihren Augen auf der gleichen Karte.“

Frido wollte etwas sagen, fand aber nicht den richtigen Einstieg, so dass Dagmar ihren Monolog fortsetzen konnte.

„Was nun uns angeht: Wir mögen eine abgekapselte Lebenswelt bewohnen, aber mangelnde Geduld mit Andersdenkenden kann man uns nicht vorwerfen. Wir haben abweichende Meinungen stets erwogen, diskutiert, für möglich gehalten. Die Populisten tun dergleichen nie, es widerspricht ihrem Wesen. Jetzt aber wird klar: Das globale Rückzugsgefecht zwingt uns, Standpunkte konsequent zu vertreten und zu verteidigen. Wir müssen die eigene Position deutlich markieren, anstatt sie permanent zu relativieren.“

Alle übrigen Gespräche im Lokal waren während dieses Plädoyers verstummt, selbst die Thekenkraft hielt beim Abtrocknen für einen Moment inne, machte aber weiter, als Dagmar zu ihr rüber sah. Dann setzte sie zum Todesstoß an:

„Das linke Spektrum muss einfach verstehen, dass es nicht mehr die Sache der kleinen Leute vertritt, sondern die der kulturell verfeinerten Klasse. Das lässt sich nicht rückgängig machen.“

Ein Raunen ging durch die Runde, Dagmar lächelte wie ein Zauberer nach einem besonders verwegenen Trick.

„Und was soll dann das ‚Linke‘ daran sein?“, hakte Frido mit verzogenen Gesichtszügen nach.

„Der Selbstzweifel, würde ich sagen.“

„Meine Damen und Herren“, nahm Stefan das Wort an sich und blickte dabei in rötlich verfärbte Gesichter, „wir brauchen nun eine Atempause und wollen uns ausruhen.“ Vor dem Dessert durfte wie üblich über alltägliche Dinge in unvollständigen Sätzen gesprochen werden. Dann winkte Stefan abermals dem Kellner (der brachte gebrannte Crème und Portwein) und warf sich noch einmal in die Pose des Moderators – brach aber ab und wünschte allen einen guten Appetit.

Als der Koch bereits Feierabend hatte, lief im Hintergrund ein New Wave-Stück mit deutschem Text. Frido hatte es schon einmal irgendwo gehört, konnte sich aber nicht entsinnen, wer hier in einem gedoppelten Sprechgesang deklamierte:

Sagt uns:

Seht ihr's nicht?

Hamburg brennt.

Gebt uns recht.

Frido wollte noch nicht nach Hause. Stattdessen lief er zur Rathausstraße und betrat das Café Paris, dessen Art nouveau-Ambiente ihn bei jedem Besuch erfreute. Die Kacheln, der Kronleuchter, alles ein bisschen zu viel, aber für ihn gerade richtig. Manchmal fühlte er sich wie ein Teil der Inneneinrichtung. Das typische Bild am späteren Abend: Börsianer, Politiker und bessergestellte Bohème. Der Raum war gut gefüllt, die Dame des Hauses kam lächelnd auf ihn zu und sagte: „Am Tresen, Monsieur.“

Frido sah sich um, dann stockte ihm der Atem. Auf einer der seitlichen Lederbänke – er musste mehrmals hinsehen, bis er es ganz begriffen hatte – saß Graf von Salkreuth, der adelige Sla-

cker aus der Rosenhofstraße, diesmal aber so repräsentativ, dass nur ein Tischwimpel mit dem Familienwappen gefehlt hätte. Ihre Blicke trafen sich, aber der Graf schien ihn glücklicherweise nicht zu erkennen. Er trank Pastis, auf seinem Tisch lag Uwe Tellkamps ‚Der Eisvogel‘. Frido hatte von dem Buch gehört (Stefan war begeistert davon), es aber noch nicht gelesen. Er drehte sich auf dem Hocker, bestellte wie automatisch ebenfalls Pastis und sah dem Barkeeper dabei zu, wie er das Getränk anrichtete.

„Sagen Sie mal, das ist doch der Fridolin Overbeck“, sprach ihn eine ältere Dame von der Seite an. Eine Stimme aus der Vergangenheit, er erkannte sie sofort. Es war Frau Stallmeyer, seine ehemalige Deutschlehrerin. Stahlgrau war sie geworden, aber ansonsten hatte sie sich kaum verändert, immer noch im Deux-Pièces, die Lesebrille an einer Kordel vor der Brust.

„Schreiben Sie noch? Ich habe Ihre frühen Versuche immer gerne gelesen.“ Frido wusste nicht einmal mehr, dass er ihr seine Texte gegeben hatte.

„Dass Sie sich daran noch erinnern...“, sagte er verblüfft.

„Doch, da waren ein paar hübsche Ideen bei, und ich erinnere mich an Ihre Wortwahl, die für einen jungen Mann außergewöhnlich war. Allerdings...“, Frau Stallmeyer hielt kurz inne, während Fridos Oberkörper ein kleines Stück nach hinten wich, „die Figuren waren immer sehr kontrolliert, sie kamen nie an ihre eigentlichen Konflikte heran.“

Frido wurde rot, was die Lehrerin sofort bemerkte. Sie ruderte vorsichtig zurück: „Wie soll man denn als junger Mensch auch gute Erzählungen schreiben? Dafür braucht es viel Wissen und Erfahrung. Kein Wunder, dass die großen Russen ihre besten Romane erst mit über vierzig Jahren geschrieben haben.“

Nun ja, Frido war bald so alt wie die großen Russen zu ihrer besten Zeit, aber das Problem, das Frau Stallmeyer schmerzhaft genau beschrieben hatte, war ungelöst. Er gab dennoch zu, dass er sich weiterhin am Schreiben versuchte.

„Das ist aber interessant! Lassen Sie uns doch bei Gelegenheit darüber sprechen. Ich lese nämlich immer noch gerne“, sagte Frau Stallmeyer vergnügt und entschuldigte sich dann; sie sei hier verabredet. An seinem Glas nippend sah Frido ihr nach und wäre fast vom Hocker gefallen, als sie den Grafen wie einen alten Freund begrüßte und sich zu ihm an den Tisch setzte. Sofort entspann sich ein angeregtes Gespräch. Der Graf nahm den ‚Eisvogel‘ und suchte nach einer bestimmten Stelle, die er ihr dann vortrug. Frido konnte nicht verstehen, worum es in der Passage ging, aber Frau Stallmeyer nickte anerkennend und hielt dann einen kleinen Vortrag. Der Graf machte sich Notizen.

Gerade wollte Frido aufbrechen, da sah er, wie sich beide zu ihm umdrehten. Offenbar war über ihn gesprochen worden. Zu seiner Bestürzung erhob sich der Graf und kam zu ihm herüber.

„Von Salkreuth mein Name. Kennen wir uns nicht irgendwoher?“, fragte er freundlich und gab Frido die Hand.

„Ich wüsste nicht... Overbeck, freut mich.“

„Frau Stallmeyer erzählte mir eben, dass Sie Geschichten schreiben, es aber vielleicht nicht so gut läuft. Ich bin nämlich auch Schriftsteller, wissen Sie, und hänge in einem größeren Projekt fest. Vielleicht hätten Sie Lust, sich einmal darüber auszutauschen?“

Frido packte das Grauen, aber er versuchte, Haltung zu bewahren. Frau Stallmeyer hatte hier offenkundig zwei unglückliche Vögel aufeinander losgelassen. Was fiel ihr eigentlich ein, Frido einem Wildfremden als scheiternden Autor vorzustellen?

„Selbstverständlich, sehr gerne“, sagte er, kramte nach seiner Visitenkarte und erhielt eine solche vom Grafen. Sie gaben einander noch einmal die Hand und verabschiedeten sich. Frido sah, wie ihm Frau Stallmeyer aus dem Hintergrund aufmunternd zunickte. Die Vermittlung einer literarischen Selbsthilfegruppe hatte ihm gerade noch gefehlt.

Frido erreichte Marienthal zu fortgeschrittener Stunde und ging mit einem seltsamen Gefühl ins Bett. Es kam ihm so vor, als befände er sich in einem Vakuum, ein intensives Rauschen und Pochen saß ihm im Ohr, das Blut zirkulierte hörbar. Er studierte noch eine Weile die Schnörkel seiner Stuckdecke und schloss dann die Augen.

14. Oktober 2017

Mitten in der Nacht wachte er auf. Wütend riss er die Decke beiseite und ging schnurstracks zu seinem Schreibtisch. Er klappte seinen Laptop auf und gleich wieder zu. Dann griff er sich Füllfederhalter und Papier und fing an zu schreiben. Fieberhaft, stundenlang. Endlich war der Knoten geplatzt, wenn auch nicht auf angenehme Weise. Irgendetwas war über ihn gekommen, eine dunkle Welle von Impulsen. Frido füllte Seite um Seite. Es war ein Traktat und zugleich eine Synopse für ein weiteres fantastisches Romanprojekt, dessen erste Kapitel er ausführlich skizzierte. Er musste mehrere Manuskripte parallel führen, um der Gedanken Herr zu werden. Mal waren es eher theoretische Überlegungen, die er in groben Zügen verzeichnete, um seine Erkenntnisse sogleich – auf dem anderen Block – in erzählerische Elemente, Szenen und Figurenentwürfe einfließen zu lassen.

Warum hatte er bloß so lange damit gewartet? Dies war doch seine Bestimmung, mutig niederzulegen, was andere nicht zu denken wagten, und dies in einer Form, die es gegenwärtig kaum noch gab, die irgendwann verlorengegangen war. Doch er, Fridolin Overbeck, war ein Bote aus der Vergangenheit, oder aus der Zukunft, das hatte sich noch nicht endgültig herausgestellt.

Als der Morgen dämmerte, wankte Frido zurück ins Schlafzimmer, ließ sich auf das Bett fallen und schlief sofort ein.

Mit einer seltsamen Regung nahm Frido etliche Stunden später zur Kenntnis, dass er nicht geträumt hatte. Er blinzelte und sah, wie die Sonne den Raum erfüllte, es war ein schöner Morgen – oder eine schöne Mittagsstunde, wie er nun mit Blick auf den Wecker erkannte. Frido fühlte sich geläutert, wie nach einem überstandenen Gewitter.

Was war ihm widerfahren? Er blickte rüber zum Schreibtisch und sah zwei aufgeschlagene, um nicht zu sagen zerfledderte Blöcke. An die Nacht erinnerte er sich nur noch wie an einen geschlossenen Zustand, aber was ihn auf den Zeugnissen erwarten würde, davon hatte er kaum einen Schimmer.

Immer mit der Ruhe, alle Zeit der Welt. Frido zog den Bademantel über und ging in die Küche, um sich einen Kaffee zu machen. Unterwegs vermied er es, auch nur ein Wort von dem zu lesen, was da auf dem Schreibtisch lag. Gespannt wartete er darauf, dass die Bialetti zu dampfen aufhörte, schenkte sich ein und nahm einen Schluck. In aufgeräumter Stimmung ging er zum Schreibtisch und setzte sich hin.

Was Frido als erstes auffiel, war die Kappe seines Füllfederhalters. Sie lag einsam neben dem Radiergummi. Richtig, der Füller hatte seinen Dienst versagt – nun gut, man hätte die Patrone

auswechseln müssen – und Frido hatte ihn wohl mit der kostbaren Spitze zuerst in den Stiftehalter gesteckt. Wie ungeschickt, aber der Fokussierung des Moments geschuldet. Dann fand er die Visitenkarte des Grafen zwischen den Papieren: ‚Graf von Salkreuth. Schriftsteller‘ stand darauf. Kopfschüttelnd warf Frido die Karte auf den Boden und wollte zu lesen beginnen, wusste aber nicht, wo er anfangen sollte. Er nahm sich einen der Blöcke vor, richtig, dies waren die theoretischen Überlegungen, und blätterte zurück. Wo war hier der Anfang? Hatte er das wirklich geschrieben, er selbst?!

Was er da vor sich sah, waren Stichworte und angefangene Sätze, die mit Pfeilen aufeinander verwiesen. Schwer zu sagen, was diese als Sinneinheiten gestalteten Gebilde eigentlich meinten und worauf sie sich bezogen. Noch viel schwerer oder schlicht unmöglich war es, einen Zusammenhang der Seiten untereinander herzustellen. Aber schließlich war dies nur die Abstraktion, die verkürzte Matrix dessen, was Frido szenisch im anderen Schreibblock angelegt hatte. Wahrscheinlich würden sich die philosophischen Überlegungen (wenn es denn welche waren) im Lichte der Narration erschließen. Frido nahm also den anderen Block zur Hand. Doch schon beim Anblick der ersten Seite ergriffen ihn Bedenken. Hier waren mögliche Namen des Protagonisten aufgeführt: Hieronymus Schinkel, Erland Daktylus und Prosper Hochheim. Den Namen ‚Erland‘ hatte Frido dreifach unterstrichen, er schien wohl der nächtliche Favorit gewesen zu sein, wobei im nächsten Absatz wiederum von ‚Hieronymus‘ die Rede war. Dieser gerät als Golfspieler in eine wüste Rangelei mit Feldhockeyspielern, welche hier das absolut Diametrale symbolisieren. Mit einem Eisbeutel auf der Wange wird sich Hieronymus seiner Aufgabe bewusst: Es gilt, das gemeinsame Vereinsheim als Ort des Miteinanders zu ge-

stalten – nicht im Sinne eines Ausgleichs zwischen Gegensätzen, sondern im genuinen Bewusstsein dessen, dass unterschiedliche Perspektiven zutiefst menschlich sind.

In einer Mischung aus Verzweiflung und Panik zog Frido abermals die Theorienotizen zu sich heran. Nun verstand er, warum in der Mitte des ersten Blattes ein mehrmals umkreistes ‚SOWOHL ALS AUCH!!!‘ prangte, mit Pfeilen zu Begriffen wie ‚Golf‘, ‚Hockey‘ und ‚Polo‘. Was er nachts für einen Romanentwurf gehalten hatte, setzte sich fort mit Ideen zu einer gemeinsamen Hochzeitsfeier, auf der sich sowohl Individual- als auch Mannschaftssportler einbringen konnten. Am besten würde hier der Ehebund einer Dressurreiterin und eines Cricketspielers besiegelt, das gesamte Vereinsheim würde zu einem begehbaren Abbild vielfältiger Möglichkeiten. Ebendiese sollten in weiteren Romankapiteln an Seglern, Kanuten und Fünfkämpfern exemplarisch aufgeschlüsselt werden.

Was Frido hier vor sich sah, wurde nicht nur zunehmend unleserlich, es war auch absoluter Quatsch. Er entriss die Seiten in großen Bündeln und warf sie in den Papierkorb. Dann nahm er sie wieder heraus, rollte sie mit einem Gummiband zusammen und legte sie vor sich hin.

Es ging doch gar nicht darum, Gemeinsamkeiten zwischen Angehörigen unterschiedlicher Gruppen zu finden, dachte Frido, sondern die Gruppenzugehörigkeit an sich war das Problem. Jede Form von stabiler Identität war unheilvoll. Frido beruhigte sich etwas.

War er denn wirklich allein? Ach was, überhaupt nicht, er befand sich in bester Gesellschaft. Privilegierte unterschiedlichster Glaubensrichtungen hatten sich über die Jahrhunderte hinweg zum Einzelgängertum bekannt. Sie alle waren Snobs gewesen. Es waren dekadente Großschwätzer dabei, egozentrische

Machtmenschen und natürlich allerhand Selbstmörder. Zusammengenommen ergaben sie wieder eine Gruppe. Frido sah manche von ihnen vor sich – Oscar Wilde, Ernst Jünger, Günter Netzer – und dann sah er seine Freunde – Markus, Stefan, Dagmar, und dann sich selbst. Frido ließ den Kopf auf die Tischplatte sinken. Was für ein Stress.

Zum Glück stand heute noch etwas Zerstreuung auf dem Plan. Frido duschte ausführlich, entschied sich für einen hellen Leinenanzug und war schon halb durch die Tür, als er instinktiv noch einmal kehrt machte, um die Manuskriptrolle zu holen und in seine Innentasche zu stecken. Dann nahm er sie wieder heraus und warf sie erneut in den Mülleimer.

Wie schön, es war ein Leih-Smart in der Nähe, das kam in Marienthal gar nicht so häufig vor. Frido ließ sich von seiner Carsharing-App zum Auto führen und mietete es. Eigentlich schockierend, so ein Metall-Ei, dachte Frido, während er sich setzte und den Schlüssel aus dem Handschuhfach fummelte. Aber es gefiel ihm, im Stadtverkehr auf allerengstem Raum eine Insel für sich zu haben. Er fuhr am Wandsbeker Markt vorbei in Richtung St. Georg und stellte das Auto in der Gurlittstraße ab. Es waren nur noch ein paar Schritte bis zum Ostufer der Außenalster. Dort lief schon die Begrüßungsrede.

„Latein ist ja heutzutage nicht in erster Linie eine Sprache, sondern ein Bekenntnis zum Akademischen“, blökte Kultursekretär Benno Mommsen vergnügt ins Megafon, um das Fest auf dem Rudersteg der Allemannia von 1866 zu eröffnen – eine jener Partys also, die man hier fast wöchentlich zu fadenscheinigen Anlässen zelebrierte, sei es der Todestag eines ehemaligen Vereinspräsidenten, irgendeine Pflanzenblüte oder die Unter-

zeichnung eines Freundschaftsabkommens mit einem anderen Ruderclub.

Markus und Stefan waren schon da und standen mit Prosecco-Gläsern im Hintergrund. Auch sonst das übliche Bild: Gerade fuhr ein schlankes Segelboot mit geölten Dielen vorbei, darauf drei Generationen in gebügelten Hemden. Solch standesbewusster Habitus fand sich auch an Land, daneben die sportlicheren Vertreter in ihren Funktionsklamotten. Der Anlass war im englischen Stil inszeniert, man hatte weiße Sonnenschutzsegel aufgespannt und reichte feine Häppchen. Nachsommer-Atmosphäre, dachte Frido bei sich, und wie immer, wenn er dies dachte, schlich sich eine Ahnung von Endlichkeit in das bequeme Gefühl.

Er begrüßte flüchtig seine Bekanntschaften, ging rüber ins Clubhaus, passierte das Foyer mit der Gedenktafel für die seit 1870 gefallenen Ruderer und stieg durch das Treppenhaus auf die herrschaftliche Terrasse. Gerade ließ er den Blick über die Alster schweifen, als ihm jemand auf die Schulter klopfte:

„Der junge Mister Overbeck, mal wieder ein bisschen schlaff und melancholisch unterwegs, hm?!“

„Guten Abend, Herr Senator. Schön, Sie zu sehen.“ Der fette Mommsen war ein alter Freund seines Vaters, ein gönnerhafter Typ, aber nicht ohne Humor. Allerdings zwinkerte er fortwährend, was Frido schon als Kind ordinär, wenn nicht gar obszön vorgekommen war. Jeder Satz erhielt durch diesen Tick einen doppelten Boden. Aber er hatte es weit gebracht.

„Hör mal zu, *Young Overbeck*, Du bist zwar nicht so der zu packende Typ – jedenfalls nicht zu Bürozeiten“, Zwinkern, „aber wäre es nicht an der Zeit, Dein Potential zu vergolden?“

„Wie darf ich das verstehen, Herr Senator?“

„Nicht so schüchtern, *my very talented* Fridolin“, Zwinkern, „wir sprechen in der Kulturbehörde gelegentlich über Dich. Wir wissen, was Du treibst.“ Mommsen war bester Laune, doch Frido überkam ein ungutes Gefühl. Was genau wusste der Senator, und wieso sprach man über ihn?

„Hör mal, ich habe kürzlich Deinen Vater getroffen. Der war hocherfreut, als ich ihm sagte, dass wir durchaus einen Querkopf wie Dich gebrauchen könnten. Anbindung an die Szene und so weiter...“

Frido kam niemand in den Sinn, der für diese Funktion weniger geeignet gewesen wäre als er selbst. Das war an sich lustig, doch angesichts des zwinkernden Senators erstarrten seine Gesichtszüge. Er wusste nicht, was er sagen sollte und fühlte seine offene Flanke.

„Fridolin, der Moment ist gekommen, Farbe zu bekennen – gib Deiner Stadt etwas zurück.“ Mommsen wurde jetzt geradezu aufdringlich, er griff nach Fridos Oberarm und begann, ihn zu kneten. „Wir gehen nächste Woche mal schön essen, und dann erzähl ich Dir, welche Spiele wir in der Behörde so spielen.“

„Vielen Dank, Herr Senator, das ist wirklich sehr freundlich. Dann würde ich mich bei Ihnen melden.“

„Nein, Fridolin, wir melden uns bei Dir.“ Mommsen packte noch einmal fest zu, zwinkerte und trat dann – sein nächstes Opfer ins Auge fassend – zur Seite ab.

Um Himmels willen, dachte Frido, was war denn das?! Zunächst einmal ein Jobangebot, nichts weiter, versuchte er sich selbst zu beschwichtigen, aber es kam ihm so vor, als habe da noch etwas anderes mitgeschwungen, eine Art Erpressung. Frido flüchtete von der Terrasse und war einen Moment lang versucht, die Veranstaltung umgehend zu verlassen, doch da fiel sein Blick auf einen leeren Liegestuhl am entlegenen Ende des

Stegs. Er nahm sich im Vorbeigehen einen Prosecco, trank ihn mit zwei Schlucken aus und sicherte sich den Platz. Frido atmete tief durch und beobachtete das Geschehen nun mit einigen Metern Abstand. Das Wasser plätscherte direkt unter ihm, die Abendsonne glitzerte auf der Oberfläche. Er schloss für einen Moment die Augen.

17. Oktober 2017

Maxi öffnete die Augen und sah einem Flugzeug nach, das gerade über den Jenischpark in Richtung Airbusgelände geflogen war. Er setzte sich auf und dachte:

„Das hier könnte ein vornehmes Viertel von Kapstadt sein, vielleicht Constantia, oder auch der Kirstenbosch Garden am Osthang des Tafelbergs.“ Neben ihm lag Frido, unter seinen Augenlidern zuckte es, als der junge Musikforscher ihm durch die wüstensandblonden Haare fuhr. Maxi nahm sich einen Apfel aus dem Picknickkorb.

„Und wenn das hier Kapstadt wäre, dann stände die Sonne in einem anderen Winkel – aber ansonsten wäre es so ähnlich wie an der Elbe. Es lägen verhallte Stimmen in der Luft, spielende Kinder auf kurzgeschorenem Grün. Sie riefen sich zu und spornten sich gegenseitig an, so wie unsereiner das früher getan hat. Nur, als wir in dieser Gegend aufwuchsen, waren Helly Hansen und Tommy Hilfiger die angesagten Marken. Heute tragen die Kinder Oilily, Jacadi Paris und Petit Bateau.“ Maxi biss in den Apfel und dachte zufrieden: „Abgesehen davon hat sich wenig getan.“

„Oh boy, wie ich diesen Lehrauftrag hasse.“ Noch immer liegend, schlug Frido die Hände vors Gesicht. „*Every morning comes like a warning.*“

„Es ist schon viertel nach drei, mein Lieber, und damit höchste Zeit für Deine Bauingenieure.“

Frido setzte sich auf und sah Maxi verwundert an: „Ich bin gerade im Traum in der Alster ertrunken.“

„Larmoyante Säcke ziehen sich mit Wasser voll und gehen sofort unter“, spottete Maximilian.

„Womit hab ich das verdient? Mir steht ein schwerer Gang bevor.“

Maxi streichelte seinem Freund über den Rücken und beklopfte ihn dann aufmunternd. Manchmal musste man Frido wie einen Vierjährigen trösten. „Lass alles liegen. Katerina kommt gleich noch her, wir nehmen die Sachen dann später mit nach Hause. Wir haben Dir übrigens etwas mitzuteilen.“

„Ein anderes Mal!“ Frido berappelte sich, zog sein Jackett an und schoss mit einem imaginären Jagdgewehr dreimal in die Luft. Maxi winkte kopfschüttelnd ab.

Die Elbchaussee aufwärts, stadteinwärts umschwirrt von Autorasern ohne Benehmen, dämmerte Frido, dass er unvorbereitet in die heutige Seminarsitzung gehen würde. Grundsätzlich war ihm das richtig erschienen, wo doch jeglicher Input offenbar unerwünscht war. Nun aber packte ihn doch das schlechte Gewissen. Der Weg kam ihm vor wie ein Tunnel, und nachdem er das Leihrad abgestellt hatte, stand er einfach da und schaute auf die vor ihm liegende Hochschule. Dann ging er entschiedenen Schrittes auf den Eingang zu, durchquerte das Foyer und stand im nächsten Augenblick vor immerhin vier Studierenden, die seine Ankunft kaum zur Kenntnis nahmen.

„Ich bin krank“, sagte Frido und starrte dabei gegen die Rückwand des Seminarraums. „Ich bin krank und kann heute leider nicht in die Hochschule kommen.“ Dann machte er kehrt

und löste sich aus der Situation. Auf dem Weg nach draußen fummelte Frido sein Handy aus der Innentasche und rief Dagmar an, die sich sogleich meldete.

„Hallo Frido, musst Du nicht gerade unterrichten?“

„Nein, heute nicht. Und Du, bist Du in der Uni?“

„Nein, auf der Trabrennbahn.“

„Ist denn heute Renntag?“

„Schwarzer Steward-Rennen.“

„Was ist denn das?“

„Ist doch egal.“

„Gut, ich bin gleich bei Dir.“

Vergnügt entscherte Frido ein weiteres Leihrad, stellte es aber sogleich zurück. Er startete seine Carsharing-App und schaute, ob es in der Nähe einen A-Klasse Mercedes habe. Dem war nicht so, also nahm er doch das Leihrad. Etwas ernüchtert radelte Frido den exakt gleichen Weg zurück, den er gerade eben hergekommen war, strampelte durch das Viertel seiner Väter und bog dann in Richtung Bahrenfeld ab.

Die Trabrennbahn. Welch scheußlicher Ort, aber perfekt eingepasst in Dagmars seltsames Freizeitverhalten. Die Stadt hatte vor einiger Zeit angekündigt, die siebziger Jahre-Tribüne abzureißen und hier günstige Wohnungen zu errichten. „Das will ich sehen“, dachte Frido, „irgendein Investor wird es zu verhindern wissen.“

Als Frido das Gelände betrat, waren die Rennen in vollem Gange. Gerade eben nahm ein Startauto mit ausgeklappten Flügeln Fahrt auf, hinter ihm sechs oder sieben Traber, musikalisch begleitet von Mikis Theodorakis' Sirtaki-Gassenhauer in einer sich beschleunigenden Technoversion. Der Stadionsprecher sagte in sonorem Ton: „Noch 30 Sekunden“. Aus dem spärli-

chen Publikum waren Anfeuerungen zu hören, „Auf jetzt, Maxi Cup!“ und „Du machst es, Hocus Pocus!“ Frido sah sich um. Auf Holzbänken waren zwei Dutzend ältere Männer verteilt, einige hatten ihre Frauen dabei, fast alle trugen sie Schirmmützen und Funktionswesten. Im Hintergrund befand sich eine Nobleness Lounge, die offenbar derzeit ungenutzt war. „Start frei!“

Frido brauchte einen Moment, bis er Dagmar gefunden hatte. Er sah sie schließlich an der Wurstbude stehen. Das Rennen schien sie nicht weiter zu interessieren, dafür widmete sie sich konzentriert einer Zwischenmahlzeit. Als Dagmar ihren Freund erkannte, hielt sie ihm freudig eine Krakauer entgegen. Was für ein Bild, diese schmale Person mit einem so garstigen Snack!

„Frido, schön, dass Du Zeit hast! Möchtest Du auch was essen?“

„Nur eine Fanta, danke.“

„Fanta gibt’s hier nicht.“

„Dann halt ein Bier. Weißt Du eigentlich, dass mein kulinarisches Erweckungserlebnis ein Fishmäc war?“

„Die heißen jetzt Filet-o-Fish“, sagte Dagmar kauend.

„Damals aber noch nicht. Ich mochte als Kind nie was essen, meine Eltern wären fast verzweifelt. Aber den Burger hab ich mit vier Bissen weggehauen und wollte gleich noch einen. Meine Eltern haben mich mit großen Augen angeguckt.“

„Das ist ja schön, Frido, aber wieso erzählst Du mir das? Falls Du auf diese Wurst hier anspielst, die stammt laut Speisekarte vom lokalen Metzger, Familienunternehmen, gleich um die Ecke.“

„Schon gut, aber es bleibt eine Bratwurst.“

„Na und?! Sie wurde in kleiner Stückzahl produziert und vertrieben, das ist das Entscheidende. Das Problem ist immer und

überall die Massenproduktion. Das gilt nicht nur für Fleisch, sondern auch für Lachs und Soja und erst recht für Avocados.“

Die Zwischenrufe steigerten sich, denn das Feld war auf die Zielgerade eingebogen. Der Stadionsprecher überschlug sich fast, als Hocus Pocus im letzten Moment doch noch auf der Außenbahn überholt wurde.

„Hm, April Classic hatte ich gar nicht auf der Rechnung“, sagte Dagmar nachdenklich.

„Wettest Du tatsächlich?“

„Ach wo, zu viel Geld bringt eh nur Probleme.“

Der siegreiche Jockey stand nun in einer Box am Bahnrand zum Interview mit einem Moderator, dessen Gratulation er erleichtert entgegnete: „Wer hätte das gedacht, dass das nochmal klappt mit dem Gaul hier.“

Alle waren begeistert, Dagmar schien geradezu gerührt. Frido musste sich Mühe geben, um ihre Aufmerksamkeit zurück zu gewinnen.

„Dagmar, darf ich Dich was fragen?“

„Nur zu“, sagte sie, allerdings noch dem Interview zugeneigt.

„Meintest Du das ernst im Vienna mit der linken Kulturelite, die sich selbst vertritt?“

„Das weißt Du doch selbst. Wir sind diejenigen, die es sich leisten können, hehre Ideale hochzuhalten und Herkunft, Ethnie und sexuelle Orientierung für irrelevant zu erklären. Wer direkt von Benachteiligung betroffen ist, kann das nicht.“

„Aber wir könnten doch trotzdem gemeinsame Werte mit der Arbeiterklasse vertreten“, sagte Frido und deutete mit einer Armbewegung in die Runde.

„Die Arbeiterklasse gibt es gar nicht mehr, die wurde ersetzt durch vom Privatfernsehen lobotomisierte Konsumzombies.“

Mal wieder eine Kiesewettersche Generalansage. Frido zögerte kurz.

„Das müsste man den Leuten halt erklären, auf sie zugehen.“

„Zu spät, deren Würde ist nun von Rechtspopulisten wiederhergestellt.“

Obwohl er insgeheim auf diese Bestätigung seiner eigenen Vorurteile gehofft hatte, wurde Frido ungeduldig: „Ich finde, Du badest ein bisschen sehr in Deinen Erkenntnissen.“

„Ich bade nicht, ich finde das zum Kotzen“, sagte Dagmar zornig. „Aber ich habe auch keine Lust, mir dauernd den Schwarzen Peter zuschieben zu lassen. Wir sind nicht das Problem, nur das universelle Feindbild – nicht bloß für die Unterprivilegierten, sondern auch für die empfindliche Jugend. Neulich warf mir eine Studentin vor, ich sei Vertreterin eines patriarchalen Systems. Ich, als Frau, ist das zu fassen?!“

„Wie kam sie denn darauf?“

„Ich hatte wohl eine falsche Endung verwendet. Dabei bringen korrekte Formulierungen überhaupt nichts, so lange nicht das Grundübel beseitigt ist. Die jungen Leute sollen sich mal wieder das Gesetz vom Haupt- und Nebenwiderspruch einprägen“, wettete Dagmar.

„Du liest noch Marx?“, fragte Frido.

„Man könnte fast auf die Idee kommen, das zu tun. Es bringt doch nichts, eine falsche Situation mit rhetorischen Schönheitsoperationen erträglicher zu machen. Meinst Du, Friedrich Engels hätte den Fabrikbesitzer in einen Achtsamkeits-Workshop geschickt?!“

„Nein“, sagte Frido und machte eine beschwichtigende Geste, denn Dagmar zog bereits das Interesse der Wurstessenden auf sich.

„Nein, das hätte er nicht getan. Er hätte ihm die Fabrik weggenommen“, donnerte sie weiter. „Die Ungleichheit wird dauernd an den falschen Beispielen diskutiert. Das ist eine reine Verharmlosungs-Masche, die von den wahren Problemen überall auf der Welt ablenkt.“

„An der HafenCity-Uni habe ich es eher mit unempfindlichen Leuten zu tun“, gestand Frido. „Aber ich sehe das Problem: Was mal einer Kultur des Zweifels entsprungen war, ist in falsche Wahrheiten umgeschlagen.“

„Exakt“, sagte Dagmar, „dabei hatten wir doch gerade erst geklärt, dass die Nation eine Erfindung und Geschlecht nicht biologischer Art ist. Nun meißeln sie allerorts exklusive Teildentitäten in Stein...“

„...und zwar rechts wie links.“

„Womit Deine Grundthese mal wieder bestätigt wäre. Ich glaube fast, wir beide bilden eine Filterblase“, lachte Dagmar und bestellte zwei Holsten Pilsener, die in Plastikflaschen serviert wurden.

18. Oktober 2017

Schon am nächsten Morgen hatte sich Dagmar wieder bei Frido gemeldet. Sie wirkte aufgekratzt und wollte, dass er sich mit ihr und Hannes treffe. Also hatten sie sich auf ein frühes Abendessen verabredet.

„Können wir bitte mal eine ganz ruhige Stunde hier verbringen, ohne die übliche Vienna-Hysterie?“ Dagmar ließ sich mit einem Seufzer nieder. „Ich hatte einen anstrengenden Tag.“

„Klar“, sagte Frido, „ohne Stefan wird uns das nicht schwerfallen.“

„Ich muss eh morgen ganz früh zum Zug“, warf Hannes ein, „wir machen in Stuttgart gerade eine Ausstellung über aktuelle afrikanische Mode, das ist wahnsinnig spannend.“

„Das ist vor allem ein lupenreines Oberschichts-Phänomen“, blaffte Dagmar ihren Lebenspartner an, „die haben doch alle in Paris oder New York studiert.“

„Ja, aber immerhin sind sie in ihre Heimat zurückgekehrt. Die jungen Designer senden positive Signale für den Kontinent“, rechtfertigte Hannes die Ausstellung und sich selbst. Das war wirklich erstaunlich, wie dieses Pärchen keine Gelegenheit ausließ, um sich in die Haare zu kriegen. Heute wirkten sie noch gereizter als sonst.

„Deine hippen Modeschöpfer, die reden wie alle anderen daher“. Dagmar verstellte ihre Stimme und rief den Olymp an: „Die alten Verfahren, das traditionelle Wissen, die lokalen Produzenten...“

„Ich weiß überhaupt nicht, was Du hast.“

„Das ist Gleichmacherei, Hannes, globalisiertes Marketing. Und dann die Auswahl Eurer Hotspots, ich bitte Dich: Casablanca, Lagos, Nairobi und Johannesburg? Die vier Städte sind doch viel zu unterschiedlich, um irgendeine Aussage über Afrika treffen zu können.“

„Tun wir ja auch nicht.“

„Natürlich tut Ihr das: Hier geht's ab, in der funky Wüste.“

„Nun ja, so eine Ausstellung kann den Shareholdern als Nebeneffekt die Investorenakquise erleichtern, da gebe ich Dir recht“, erwiderte Hannes gespielt sachlich, „das ist Entwicklungshilfe, liebe Dagmar.“

„Ach was, Dir geht es doch nur um die Drittmittel-Bilanz. Und der Modeszene um den Kommerz, wie überall auf der Welt.“

Das hatte gegessen. Hannes war beleidigt, und nicht zu Unrecht, wie Frido fand. Aber irgendwie freute er sich ein bisschen, dass die beiden stritten. Er kannte Hannes gar nicht so richtig und hatte auch nie versucht, ihn näher kennenzulernen. War Frido ein wenig eifersüchtig? Vielleicht gehörte der Streit auch zu ihrem gemeinsamen Alltag, so was sollte es ja geben. Dagmar hatte mal erwähnt, wie schrecklich sie es fand, wenn Paare sich andauernd ‚synchronisierten‘. Frido verfolgte nicht nur ihre Worte, sondern auch, wie sie immer wieder versuchte, sich ihre braunen Strähnen mit beiden Händen gleichzeitig hinter die Ohren zu klemmen.

Der Kellner kam, doch anstatt die Bestellung aufzugeben, setzte Dagmar ihre Suada in seinem Beisein fort. Sie sprach ihn sogar direkt an: „In der Kulinarik gibt es ja heutzutage den gleichen PR-Talk wie in der Mode.“

„Gewiss, Madame.“

„Der Mythos geht jeweils so: Junger Koch lernt traditionelle französische Küche, macht sich aber los von ihren Fesseln. Er scheitert zunächst, hat aber schließlich Erfolg mit regionaler Küche, direktem Kontakt zu nachhaltig wirtschaftenden Erzeugern und alten Rezepten, die frisch aufgelegt den Geist der Gegend retten. Ist es nicht so?“

„Ganz recht, Madame“, sagte der Kellner nickend.

„Die neuen Restaurant-Konzepte ähneln sich aber nicht nur, sie sind absolut deckungsgleich, egal ob in Kapstadt, Bangkok oder Stockholm. In jedem verdammt gentrifizierten Viertel der Welt hat man es mit den gleichen Schlagworten zu tun.“

„Du machst aber auch alles schlecht“, beschwerte sich Hannes, ohne von der Karte aufzusehen.

„Nö, ich werde nur nicht so gerne verarscht.“ Dann wandte sich Dagmar wieder an die Bedienung: „Hier ist es schön un-

cool, ein ganz langweiliges französisches Lokal in einer unbedeutenden Nebenstraße. Die Speisekarte sah schon vor 20 Jahren so aus, und seht mal, dieser schreckliche Fußboden.“ Der Kellner schaute betrübt durch den Saal. Frido bekam Mitleid und bestellte schnell einen „Kleinen Käseteller mit Nussbrot und Feigensenf“.

„Das will ich auch“, sagte Dagmar, „Du auch?“

„Ja, meinetwegen“, schmolte Hannes. Der Ober floh. „Aber wie gesagt, ich muss morgen früh los und gehe dann gleich nach dem Essen.“

Nach Hannes' Abgang rührte Dagmar schweigend in ihrem Getränk. Irgendwann sah sie Frido an und gestand ihm, dass sie wohl demnächst, vielleicht schon kommendes Semester, ins Badische umziehen werde. Dieser Tage sei sie sogar schon einmal dort, um nach einer geeigneten Wohnung zu schauen. Natürlich steckte ihr Textilexperte dahinter. Frido prophezeite insgeheim, dass Dagmar in spätestens zwei Jahren zurückkehren werde, und zwar allein. Schließlich hatte sie es bisher stets als Drohung empfunden, wenn Hannes ihr wieder einmal sagte, er könne ohne sie nicht leben. Nun aber resümierte Dagmar die Nachteile Hamburgs, die nach wie vor befristete Uni-Stelle, den Feinstaub. Trotzdem, Dagmar in Stuttgart oder Ulm? Das konnte er sich nicht so recht vorstellen. Sie selbst wirkte auch gar nicht überzeugt, sondern eher so, als würde sie auf Fridos Widerspruch warten. Aber er traute sich nicht.

19. Oktober 2017

Frido lehnte am Gitter auf dem Spielplatz an der Gilbertstraße und beobachtete das öffentlich zur Schau gestellte Glück der

bürgerlichen Kleinfamilie. Selbst dieses zuverlässig inszenierte Spektakel ging dieser Tage nicht reibungslos vonstatten. Ein Mädchen, das offenbar Mieselotte hieß, machte seiner Mutter schwere Vorhaltungen. Die Schaukel sei in schlechtem Zustand, der Möhrenkuchen ungenießbar, und überhaupt sei das ganze Viertel früher viel schöner gewesen. Dabei wirkte das Kind gar nicht so aufgeweckt, als könne es gewisse strukturelle Entwicklungen mitverfolgt haben. Aber die jungen Leute wurden ja heutzutage rasend schnell erwachsen. Kaum war die Tyrannei der ersten Lebensjahre vorbei, da zeigten sich schon frühe Zeichen der Maturität. Man driftete aufeinander zu und dann wieder auseinander, dachte Frido.

Ein herbeigeeiltes Eichhörnchen sah das wohl genauso. Es stand drei Meter neben ihm und warf einen Tannenzweig in Richtung Sandkasten. In letzter Zeit war Frido auf die nicht-menschliche Kommunikation in seinem Umfeld aufmerksam geworden. Nicht, dass er alles verstanden hätte, aber es kam ihm doch so vor, als redeten sie untereinander und auch mit ihm, die Tiere, gewisse Pflanzenblüten, aber auch einige Stehlampen. Er ging zurück zur Holzbank und setzte sich neben Maxi, der mit großem Enthusiasmus eine Tüte Pommes zu sich nahm. Frido schlug die Beine übereinander und vergrub seine Hände in den Hosentaschen.

„Willst Du eigentlich gar nicht wissen, warum ich mit Dir auf den Kinderspielfeldplatz gehen wollte?“, fragte Maxi.

„Um die Bio-Kinder mit Deinen Pommes zu ärgern?“

„Nein, weil Katerina schwanger ist.“

Frido starrte Maxi entgeistert an, der schelmisch zurückgrinste. „Du meinst, Deine Katerina? Sie bekommt ein Kind von Dir?!“

„Sicher Frido, von wem denn sonst?“

„Dann will ich Patenonkel werden“, sagte Frido in plötzlichem Stimmungsumschwung.

„Das wird schwierig. Sie wurde ja in St. Petersburg orthodox erzogen, hat sich aber von der Kirche entfremdet“, erläuterte Maxi.

Frido strahlte seinen Freund an und haute ihm dreimal aufs Knie. Na sowas, hatte der gute Maxi doch tatsächlich seine zerbrechliche Bratschistin geschwängert, dieser Teufelskerl. Das konnte ja was geben. Frido spürte, wie sich etwas ruckartig in ihm zusammenzog. Er stand auf, ging fünf Schritte und erbrach sich lautstark in einen Mülleimer. Mieselotte zeigte mit ausgestrecktem Arm auf die Szenerie und nickte ihrer Mutter zu, die betrübt zurücknickte.

Frido hatte sich bald verabschiedet und war zum Flughafen Fuhlsbüttel gefahren. Wenn er wirklich nicht mehr weiterwusste, war die Besucherterrasse seine letzte Hoffnung. Startende und landende Flugzeuge erschienen ihm als Symbol für das Denken und für Gedanken an sich: Komplexe Gebilde, die sich nur schwer in Bewegung setzten, dann federleicht wurden und sich ihren Weg wie von selbst suchten, bis sie irgendwann wieder sanft aufsetzten. Schön, ein bedeutendes Bild.

Ein pickeliges Mädchen machte Frido darauf aufmerksam, dass sein Softeis schon halb geschmolzen war und sich unkontrolliert über den Handrücken ergoss.

„Wo ist denn Deine Mutter?“, erkundigte er sich. Weil Frido selbst nicht recht wusste, worauf die Frage zielte, traf es sich gut, dass der Teenager kopfschüttelnd seiner Wege ging.

Natürlich waren Flughäfen auch Orte, an denen es möglich schien, sein Leben zu ändern, den Standort oder zumindest die Sichtweise zu wechseln. Wie wäre es etwa, wenn er nach Ablauf

des väterlichen Stipendiums umgehend sein Erbe einklagen und sich irgendwohin absetzen würde. Vielleicht nach Luxemburg oder Lyon. Aber was sollte er dort tun?

Frido warf das Softeis in den Müll, trat durch die Glastür in die Haupthalle und begab sich auf seinen üblichen Rundgang: Fahrstuhl nach unten, auf die Abflugtafel schauen, Rolltreppe nehmen, quer durch den Terminal laufen, Fahrstuhl nach oben, einmal die Galerie umrunden, an der Bar ein Weizenbier trinken und zurück auf die Besucherterrasse. Weil er heute wirklich aufgebracht war, wiederholte er den Rundgang mitsamt Barbesuch gleich noch einmal. Als er leicht beduselt an die Terrassen-Reling zurückkehrte, hielt eine Möwe im Vorbeiflug an und schien Frido etwas mitteilen zu wollen. Sie flatterte *vis-à-vis*, erleichterte sich ungeniert und blickte ihn streng an.

„Ich verstehe Dich nicht“, rief Frido ihr flehend zu. „Wir sind zu unterschiedlich.“ Doch dann flog sie fort, und auch Frido machte sich wieder auf den Weg. Nachdem er den Parcours abermals durchschritten hatte und aus dem gläsernen Fahrstuhl im oberen Stockwerk trat, standen zwei Bundespolizisten vor ihm.

„Möchten Sie vielleicht ein Weizenbier?“, fragte der eine grinsend. Der andere begehrte, seinen Pass oder Personalausweis zu sehen.

„Läuft hier etwa ohne mein Einverständnis eine Software zur Mustererkennung?“, fragte Frido empört.

„Nein, hier patrouillieren Menschen mit Augen im Kopf. Ihren Ausweis, bitte.“ Frido reichte ihm das Dokument.

„Ich darf mich ja wohl bewegen, wie und wo ich will.“

„Sie bleiben hier stehen.“ Die Polizisten zogen sich mit seinem Pass in eine Ecke zurück und führten verschiedene Telefonate.

Frido entging nicht, dass die Situation das Interesse der Passanten erregte. Wie peinlich. Immerhin sah die Thekenkraft aufmunternd zu ihm rüber und nahm schon mal das nächste Weizenglas vom Regal.

Dann kamen die Schutzmänner zurück und händigten ihm seine Papiere aus.

„Einen schönen Tag noch“, wünschte der eine, und der andere machte ungelogen eine ‚Wir haben Dich im Auge‘-Geste, sowas gab es also nicht nur im Film.

Frido schlurfte zur Bar und wurde dort nicht nur freudig, sondern auch mitfühlend empfangen. „Darf es vielleicht sogar ein stärkeres Getränk sein?“, fragte die Bedienung. „Sehr gerne“, entgegnete ihm der von der Exekutive Gedemütigte und setzte sich wie ein Cowboy an die Theke.

So war es nun also. Maxi hatte zwar nicht mit ihm gebrochen, aber bereitete sich auf eine Rolle als Familienvater vor. Wobei das wahrscheinlich gar keine neue Entwicklung war. Frido hatte Katerinas Rolle in Maxis Leben einfach immer ignoriert. Und böse konnte er ihm sowieso nicht sein. Ganz abgesehen von der geschlechtlichen Präferenz: Wie sollte der Junge denn überhaupt wissen, dass Frido ihn begehrte? Statt es ihm zu gestehen, hatte er doch monatelang nur große Reden geschwungen. Überhaupt kam es ihm jetzt so vor, als sei das ganze Gequatsche nichts anderes als Triebsublimierung, Ausweichen auf ungefährliches Terrain, Vermeidung des Offensichtlichen. So konnte es wirklich nicht weitergehen.

„Schweren Tag gehabt, hm?“, fragte der Barman und warf sich das Geschirrtuch über die Schulter.

„Nein, alles in Ordnung. Aber ich würde noch ein Glas nehmen.“

Eigentlich hätte er besser auf einen Berliner Flughafen gepasst, dachte Frido, denn die Berliner Flughäfen waren Sinnbilder für das Vorläufige. Etwa das Tempelhofer Feld mit seinen verwirrenden Bezügen zwischen Vergangenheit und Gegenwart; diese an sich unwirtliche Brache als kollektive Utopie. Stetiger Umbau auf einem Terrain voll historischer Wunden, das war das Wesen Berlins, all seiner Biografien und Bauprojekte. Würde ihn diese ewige Bratwurstigkeit nicht so stören, hätte Frido einen Umzug ins Auge gefasst. Er nahm seinen Drink in einem Zug.

„Geht es Ihnen gut? Nicht, dass Sie mir vom Hocker rutschen.“ Der Barmann lehnte lässig an der Theke, schaute aber ein wenig besorgt.

„Bisschen stickig hier. Aber ein Glas würde ich noch nehmen.“

Frido versuchte, seine Lage zu erfassen und hatte wenig Vorstellung davon, wie es weitergehen könnte. Klar war eigentlich nur, dass auf seiner Beerdigung eine bestimmte Klavieraufnahme von Johann Sebastian Bachs ‚Nun komm, der Heiden Heiland‘, BWV 659, laufen sollte. Der früh verstorbene Dinu Lipatti hatte das Stück 1950 mit gleichmäßigem Puls eingespielt, ganz ohne Temposchwankungen. Frido duldet keinerlei Abweichung davon. Wenn etwa ein junger Chinese seine überdisziplinierte Persönlichkeit in die Noten projizierte, hätte Frido aus der Haut fahren können. Um seine eigene Totenruhe nicht zu gefährden, hatte er Dagmar vorsorglich gebeten, in der Friedhofskapelle besagte Aufnahme abzuspielen. Auch seine Grabinschrift war bereits geklärt: ‚Die Lächerlichkeit der Welt spiegelte sich in ihm‘, sollte sie lauten, wobei Dagmar als Alternative vorschlug: ‚Inmitten sich polarisierender Verhältnisse verspürte er stets nur Ambivalenzen‘.

„Kennst Du die Downton Abbey-Aufnahme, bei der im Hintergrund eine PET-Flasche zu sehen ist?“

„Downton ... ist das nicht diese Fernsehserie über den englischen Adel?“, fragte Markus mit schwachem Interesse.

„Egal“, winkte Frido ab. Das war jetzt zu kompliziert zu erklären.

Sie hatten sich zum Frühstück in Markus' Tapas-Bar getroffen, wo beide nun mit ihren Zeitungen herumsaßen. Plötzlich hellte sich Fridos Gesicht auf. „Das gib't doch nicht.“ Er hielt Markus eine kleine Meldung auf der Kulturseite hin. Der runzelte die Stirn. „Passarge, wer ist das?“

„Das ist dieser Provo-Autor, wir haben ihn noch vor ein paar Tagen lesen gehört. Der ist jetzt wegen Steuerhinterziehung angeklagt“, erklärte Frido erregt.

„Wundert mich überhaupt nicht, dieses ganze Dreckspack. Tun immer so, als seien sie für irgendeine Sache unterwegs, dabei wirtschaften sie nur in die eigene Tasche.“ Markus lehnte sich gelangweilt zurück und blätterte weiter.

Frido erinnerte sich daran, dass Passarge an dem Abend in Berlin mit einem Brief von der Steuerbehörde geprahlt hatte: „Die glauben, ich hätte mein Geld im Ausland. Ich bin zwar gefürchtet, aber reich bin ich nicht“, hatte er lachend gesagt.

„Das dürfte Dich vielleicht auch interessieren.“ Nun hielt ihm Markus das Lokalblatt hin. Ein junger Referent warf Senator Mommsen vor, ihn sexuell belästigt zu haben. Das interessierte Frido nicht nur, es brachte ihn schier aus der Fassung. „Zeig her.“ Er riss Markus die Zeitung aus der Hand und überflog den Text mit leuchtenden Augen. Noch galt die Unschuldsvermutung, aber die Anklage schien gut begründet. Wenn sich das

bestätigte, würde es den größten Skandal in der Hamburger Politik seit Richter Schills Eskapaden geben. Frido sah Markus an, zunächst ungläubig zweifelnd, doch langsam formte sich ein Lächeln auf seinem Gesicht. Markus verstand nicht so ganz, was in seinem Freund vorging, fand es aber auch nicht so wichtig.

„Ich muss los“, zwitscherte Frido und ging beschwingt aus der Bar. Im Teeladen am Grünen Jäger kaufte er hochpreisige Jasminblüten, von denen es hieß, sie würden sich im heißen Wasser wie ein Pfauengefieder entfalten. „Wissen Sie was“, sagte er zu der Verkäuferin, „packen Sie mir noch ein Gläschen Pflaumenmus mit ein.“

Frido hatte seinem Vater versprochen, ihn am späten Nachmittag auf Kaffee und Kuchen zu besuchen. Ob denn die berufliche Schonfrist nun endgültig vorüber sei, hatte Frido sich am Telefon erkundigt, während die gute Laune sogleich in Sorge umschlug. Nein, darum gehe es diesmal nicht. Vielmehr wolle er ihm jemanden vorstellen, „ganz privat“. Als Frido das Wohnzimmer an der Grottenstraße betrat, saß dort ein gepflegter Herr um die 30 auf dem Sofa und winkte ihm zu.

„Das ist Didier Barg, ich habe früher zusammen mit seinem Vater gesegelt. Didier ist Privatbankier. Ich dachte, Ihr solltet Euch mal kennenlernen, er hat nämlich auch eine künstlerische Ader.“

„Ich besuche systematisch 3 Sterne-Restaurants, eines nach dem anderen“, sagte Didier lächelnd und streckte ihm die Hand entgegen.

„Frido, angenehm. Das ist toll. Sie wurden sicher schon darüber informiert, dass ich Literat bin. Von Zeit zu Zeit esse ich auch gerne etwas, aber mein Magen ist recht empfindlich.“

War denn das zu fassen? Sein Vater versuchte offenbar, ihm eine ‚standesgemäße‘ Verbindung zu vermitteln – unter den gegebenen Umständen, aber doch auf die alte hanseatische Art –, auf dass Frido sich nicht (wie Mommsen) mit ungebührlichem Verhalten blamiere. Irgendwie rührte ihn das, aber es war zugleich hochnotpeinlich. Zum Glück redete der Privatbankier so frei daher, als würde er gar nichts ahnen. Neulich sei er nach einem vormittäglichen *Meeting* aufgebrochen, um noch die Mittagskarte des Restaurants Frantzén in Stockholm ausprobieren zu können. Man werde dort für den Aperitif erst einmal in eine Lounge geführt, wo alle Zutaten im Rohzustand begutachtet werden könnten. Vieles aus der Region, mit ein paar Ergänzungen aus Frankreich, Japan und Kamerun...

So ging das eine Weile. Fridos Vater nickte fortwährend und lächelte den beiden abwechselnd aufmunternd zu. Der angehende Lustbube war nicht einmal völlig unsympathisch, nur ein bisschen naiv, und jedenfalls nicht im Entferntesten Fridos Kragenweite. Auch wunderte es ihn, dass der *fine dining*-Experte drei Tassen Filterkaffee und zwei Stücke Sahnetorte zu sich nahm, während Frido nur gelegentlich an einem Kräutertee nippte. Nach zwei Stunden verabschiedeten sie sich, ohne ein weiteres Treffen zu vereinbaren. Fridos Vater ließ es geschehen, denn er wusste ja auch nicht, wie diese Leute gemeinhin so vorgehen.

Frido schlenderte zum Jenischpark. Er hatte ein schlechtes Gewissen, weil er es seinem Vater nicht einmal in dieser auf ihn gemünzten Angelegenheit würde recht machen können. Immerhin war es ein schöner Abend, mutmaßlich einer der letzten, denn es sollte dieser Tage endgültig Herbst werden.

21. Oktober 2017

„Ab morgen sind die Temperaturen im Keller. Ich fahr heute Mittag nach Jork. Komm auch, Du brauchst Entspannung. Und bring doch Dagmar mit.“

Stefans Textnachricht war am frühen Morgen eingetroffen, und Frido hatte sie gleich an Dagmar weitergeleitet, die sich Fahrten in einem Land Rover üblicherweise nicht entgehen ließ. Erwartungsgemäß kam zurück:

„Bin dabei. Holt Ihr mich um 12 an der Uni ab?“

Das war doch eine gute Gelegenheit, sich mal wieder eine von Dagmars Vorlesungen anzuhören. Sie hatte so eine tollkühne Art, das eine anhand des anderen zu erklären: physikalische Phänomene anhand von Malerei, ökonomische Modelle anhand von Architektur und psychische Dispositionen anhand von Filmen. Eigentlich bestand ihre Lehre aus einer fortwährenden Aneinanderreihung von Exkursen. Diesmal ging es um Barbara Vinkens Mode- und Gendertheorie: Die heutigen Frauenbeine seien die Männerbeine von vor der Französischen Revolution. In schneller Folge zeigte Dagmar Folien heterogener Herkunft, wofür der helle Hörsaal im Hauptgebäude nicht sonderlich geeignet war.

Frido sah Kriegsherren wie Karl V. mit Schamkapsel und Louis XIV. in feinen Seidenstrümpfen. Die hochhackigen Schuhe habe sich Ludwig von berittenen Persern abgeschaut, die festen Halt im Steigbügel suchten. Frauenbeine seien noch im 19. Jahrhundert auf Gemälden nur mit Tricks darzustellen gewesen. Renoir etwa malte Madame Henriot *en travesti* als schön-

nen Knaben in einer Oper von Meyerbeer. Wenn nun Frauen heutzutage mit Strümpfen und High Heels lockten, so seien dies noch immer martialische Insignien des Phallischen.

Beiläufig brachte Dagmar – wie es sich in der Kunstgeschichte gehörte – noch ein mythologisches Beispiel an: In einer Höhle habe die lydische Königin Omphale ihre Kleider mit Herakles getauscht und sei mitsamt Löwenumhang durchgebrannt. Die schlabberigen ‚Boyfriend Pants‘ seien ein heutiger Nachhall davon, weil sie implizit meinten: Ich trage seine Hose, und er kann nicht aus dem Haus. So sei doch die Modegeschichte letztlich ein Zeugnis der Relativität von Geschlechter-Zuschreibungen. Auf der letzten Folie lächelte Judith Butler, während Dagmar von ihr ausrichten ließ, dass Gender nur als Aufführungspraxis existiere. In der anschließenden Fragerunde verkündete Vertretungsprofessorin Kiesewetter, dass ausnahmslos jeder Mensch bisexuell veranlagt sei. Welche Tendenz sich durchsetze, das hänge von der Sozialisation und den Zufällen des Lebens ab, wem man beispielsweise so über den Weg laufe.

Genau dieser Meinung war Frido auch. Als wenn Dagmar es für ihn gesagt hätte – er vergaß manchmal, wie feinfühlig sie sein konnte, weil sie so dominant auftrat. In Dagmars schmale Körper brauchte ein Reiz nicht lange, um bis in das Gehirn zu gelangen. Wie schade, wenn Hamburg und er selbst künftig auf diese Gestalt verzichten müssten. Konnte ja sein, dass Dagmar gelegentlich mit ihren vornehmlich weiblichen Studierenden zusammenstieß, doch heute fraßen sie ihr aus der Hand. Entsprechend zufrieden stieg sie wenig später mit Frido zu Stefan ins Auto.

Auf der Fahrt nach Jork sangen die Freunde allerhand traurige Lieder aus dem klassischen Kanon der Lebensmüden. In Jork wurden sie von Stefans Lamas und einem Stallungen in Kni-

ckerbockern begrüßt. Der umgebaute Gulfhof war immer wieder eindrucksvoll. Das Fachwerk im Innenraum tadellos herausgearbeitet, auch die Einrichtung in freundlichen Holztönen, als Zentrum ein riesiger *Butcher's Block*, auf dem Stefan einen ausgezeichneten Käsekuchen zubereitete, mit dem besonderen Pfiff: handgerebeltes Puddingpulver aus Bramsche. Dazu wurde unbeschreiblich starker Kaffee mit einer intensiven Urin-Note gereicht. Stolz berichtete der Hausherr von seinem nachhaltigen Gemüseanbau und beschwichtigte, das Portrait eines portugiesischen Diktators über dem Kamin sei selbstverständlich nur ein Witz.

Am späteren Nachmittag lag Frido im weitläufigen Obstgarten und referierte über dänische Architektur. Anstatt dauernd eine falsche Vergangenheit heraufzubeschwören, solle man doch lieber die tatsächliche, nämlich skandinavische Bautradition in Hamburg würdigen. Eine diskrete Linie führe vom Klassizismus bis hin zu Jacobsen, Panton und dem neuen Spiegel-Gebäude in der Hafen City. Er könne das gut anhand seines Arbeitswegs schildern, der entlang eben dieser Linie von der Elbchaussee über die Palmaille bis hin zur Uni führe.

Die Prinzipien der harmonischen Proportion galten noch immer, sie stammten aus dem Regelwerk des antiken Architekten Vitruv, welches seit 1756 an der Königlichen Akademie zu Kopenhagen gelehrt werde. Längere Studienreisen waren an dieser wohl besten Architekturschule aller Zeiten selbstverständlich. Den fähigsten Absolventen wurden sechsjährige Aufenthalte an architektonisch bedeutsamen Orten in Frankreich und Italien gewährt. Nicht sechs Wochen, sechs Jahre! Dafür bekam die Öffentlichkeit, auch die in Altona – denn Altona war ja bis 1864 dänisch – perfekt stilisierte Natur unter Verzicht auf unnötige Ornamente geliefert, zu besichtigen etwa in Wim Wenders'

filmischem Meisterwerk ‚Der amerikanische Freund‘. Der koka-insüchtige Dennis Hopper wohnt als Tom Ripley hinter einem kräftigen Säulenhalfbrund im Landhaus Brand, entworfen und gebaut von Axel Bundsen.

„Frido, warum gönnst Du uns nicht einen Moment Ruhe und trinkst noch etwas von dem wunderbaren Obstbrand, den mein Nachbar Steven mir hingestellt hat“, regte Stefan an. „Der hat kürzlich sein Start-up verkauft, eine mehrsprachige App zur Vermittlung osteuropäischer Putzkräfte.“ Stefan und Dagmar kicherten beduselt.

Welch Idylle und Läuterung! Frido träumte vor sich hin, er sah in den Himmel, der von ersten Schleierwolken durchzogen war. Dann schloss er die Augen und ließ sich von Stevens Obstbrand langsam hin- und herschaukeln. Die naturnahe Wiese beschenkte Frido mit fast greifbaren Gerüchen nach Gras, Erde und Dung. Ein fettes Gemisch, das ihn bezauberte und zugleich betäubte. Fast konnte man es hören, so ein tiefes Rollen, das langsam näherkam.

22. Oktober 2017

Plot: Prosper Hochheim wohnt in einem burgähnlichen Gebäude in Hamburg-Rissen, das vor seinem Einzug als thailändisches Konsulat gedient hat. Er ist dem Sturm aller wesentlichen Probleme der Gegenwart ausgesetzt, muss sie aber nicht aktiv, sondern eher als Kommentator bewältigen. Prosper gerät in abenteuerliche Verstrickungen: Eine radikale Buchgilde versucht, ihn zur Mitgliedschaft zu bewegen. Die Post weigert sich, den Nachsendeantrag des Konsulats zu verlängern, so dass er in asiatischen Päckchen versinkt. Die Lage gerät aus dem Ruder. Zeitsprung. Prosper ist inzwischen Bamberger Stadtschreiber und langweilt

sich zu Tode. Was soll er denn berichten, hier passiert doch nichts. Er verliebt sich in die Kassiererin beim Lidl, bekommt von deren Freund aufs Maul und kehrt unverrichteter Dinge – aber er kann ja auch von Hamburg aus über Bamberg schreiben – zurück nach Rissen. Zeitsprung. Prosper steht auf dem Palatin und sieht, wie der Heilige Vater mit einem schneeweißen Helikopter zur Sonntagsmesse in den Vatikan einschwebt. In diesem Moment wird ihm ruckartig klar, dass der Katholizismus eine Konfession der reinen Gegenwart ist. Erzählerische Einbindung dieser Epiphanie bisher ungelöst. Was Prosper in Rom erlebt, bis auf ein paar kulinarische Details noch auszuarbeiten.

Kurzum, Fridos Romanprojekt kam trotz zahlreicher Umbauten nicht voran. Eigentlich dichtete er immer nur um angelesene Kuriositäten herum. Vielleicht war es wirklich so, wie seine alte Deutschlehrerin vermutete: Er saß fest. Frido hatte nicht nur keinerlei nennenswerte Publikation vorzuweisen, auch seine Fähigkeit zur Weltdeutung schien ihm nicht mehr wasserdicht. Vielleicht waren seine Themen auch zu kompliziert, es ging immer um alles. Aber worüber sollte er denn sonst schreiben – über seine Großmutter, so wie fast alle anderen? Manchmal kam es ihm vor wie ein Gesellenstück, das zur Aufnahme in die Schreibzunft vorzuliegen habe, dieser Bericht über die große alte Dame mit den aus der Welt gefallen Sitten. Immer der gleiche Handlungsablauf: Es tauchen alte Fotos und Briefe auf. Es wird klar, dass die Großmutter erstens viel Ähnlichkeit mit dem schreibenden Ich hat, dass zweitens die Ehe der Großeltern problematisch war, und dass es drittens zwischen Großmutter und Mutter die gleichen Konflikte gab, wie sie das schreibende Ich mit der eigenen Mutter hat. Ließ sich das irgendwie variie-

ren, oder sorgten verborgene Kräfte dafür, dass diese Narration eingehalten wird?

Frido spielte mit dem Gedanken, statt eines Romans mal wieder einen literaturwissenschaftlichen Aufsatz in Angriff zu nehmen, das war doch seine eigentliche Domäne, was er zwischenzeitlich fast vergessen hatte. Jedenfalls galt es, sich durch Arbeit – wodurch denn sonst? – von Maxis familiärem Glück abzulenken.

Zerstreut stand er auf, wusch sich die Hände und schaute in den Spiegel. Es wäre ganz schön, irgendwo da draußen einmal sich selbst zu begegnen. Aber würde er sich überhaupt sympathisch finden?

Das Telefon klingelte, Maxi war dran. Bei ihm alles in Ordnung, Katerina ging es auch gut. Ob Frido mit ins Bucerius Kunst Forum kommen wolle, sie würden sich Picassos Frühwerk auf dem Rückweg von Baby Walz anschauen. Nein, Frido wollte lieber nicht, stieg aber wenig später in seinen ausschließlich für Kurzstrecken geeigneten Peugeot 504 und fuhr in die Innenstadt.

Frido saß allein im Café an den Alsterarkaden, schaute auf das Fleet und trank *Pastis*. Er müsste es von hier aus beobachten können, wenn Maxi und Katerina das Kunstforum betraten. Aber warum wollte er das überhaupt? Der vor ihm stehende Wasserkelch schaute ihn fragend an. Frido zuckte die Achseln und sagte laut: „*I have no idea.*“ Auch seine Zwiesprache mit der nicht-menschlichen Sphäre kam nicht richtig vom Fleck.

Auf dem Rathausmarkt fand gerade eine Kundgebung statt, es waren Sprechchöre zu hören. Kontrastierend dazu ging irgendein Partyumzug den Jungfernstieg auf und ab. Zu welchem der beiden Anlässe die Pyrotechnik gehörte, war von hier aus nicht

zweifelsfrei zu sagen. Eine Möwe setzte sich auf die Balustrade vor ihm. Frido nahm sein Glas und warf es nach ihr.

Gab es einen Nachsommer ohne vorhergegangenen Sommer? Frido wusste es nicht. War ein spätes Erblühen möglich, das nicht zuvor mühsam verdient worden war? Konnte man von einem letzten Aufbäumen sprechen, ohne dass vorgängig ein Höhepunkt der Schaffenskraft, eine dramatische Klimax von-statten gegangen war?

„Das macht acht Euro für den *Pastis* und acht Euro für das Glas.“ Die Kellnerin legte ihm unaufgefordert die Rechnung hin und sagte streng: „Und wir wären froh, wenn Sie ihren Tierhass in Zukunft woanders ausleben würden.“

Frido schaute sie finster an, zahlte wortlos und stieß beim Abgang so stark gegen das Tischchen, dass der Wasserkelch ins Wackeln geriet und dabei – wenn Frido das richtig verstand – wüste Verwünschungen hervorpresste.

Die Poststraße entlang, umschwirrt von Touristen ohne Benehmen, verlor sich Frido im Zeichendschungel: Nur ein paar Schritte hinter den Alsterarkaden sah er eine Tafel ‚zum Gedenken an die Gebrüder Hirschfeld, die hier ihr Modehaus führten, bis ihr Lebenswerk am 9. November 1938 zerstört wurde‘. Inzwischen war die Firma *Boss* eingezogen. Schräg gegenüber stand die Alte Post, entworfen Mitte des 19. Jahrhunderts von Alexis de Chateauneuf, heute mit einem *Abercrombie & Fitch*-Store darin. An der Fassade des postmodernen Hanseviertels, 1980 von Maurern aus Krakau errichtet, las Frido den mit dunkleren Klinkersteinen auf hellerem Grund verbauten Schriftzug ‚POLEN‘. Im darunter liegenden Eingangsbereich von *Peek & Cloppenburg* drehte der Kaufhausdetektiv gerade einem Teenager den Arm auf den Rücken.

Frido bog in die Großen Bleichen ein, wo sich ein stattlicher Umbau vollzog: ‚Hier entsteht ein Objekt der *Art Invest Real Estate*: Erkennen, entwickeln, erschaffen‘ stand dort in großen, pseudo-altdeutschen Lettern. Gleich daneben hatte sich vor einer Boutique der Luxusmarke *Escada* eine Handvoll Aktivisten eingefunden, um lautstark Sprechchöre gegen den Pelzhandel zu deklamieren. Als Frido vorbeikam, starrten die Demonstranten ihn feindselig an. Warum guckten sie denn bloß so, welches Gesellschaftssegment repräsentierte er in ihren Augen? Dergestalt abgelenkt, stieß Frido mit einer älteren Dame zusammen, die ihm offenbar entgegengekommen war und sogleich kreischend zu Boden ging. Auf dem Gehweg löste sich ihre Turmfrisur und der Rock rutschte so weit nach oben, dass ein altertümliches Spitzen-Strumpfband zum Vorschein kam. Entsetzt schlug Frido die Hände flach vor den Mund. Die Sprechchöre hinter ihm waren verstummt. Aus der *Muji*-Filiale kamen zwei zierliche Japanerinnen herbeigeeilt und knieten sich neben die ächzende Dame. Frido sah sich um: dort die Demonstranten, die ihn noch immer anstarrten. In der anderen Richtung freies Feld. Ohne einen weiteren Gedanken rannte Frido los und ließ sie alle zurück, und hörte kaum, wie sie ihm nachriefen. Wie von Sinnen hetzte er der Stadthausbrücke entgegen, wo ihn ein Schild mit den Worten ‚*Hamburg says Moin! Scream! Laugh! Hands up! You are an Ironman!*‘ grüßte. Die seltsame Botschaft brachte ihn dazu, einen Augenblick stehen zu bleiben. Warum wurde denn überhaupt so spät im Jahr noch ein derart anspruchsvoller Outdoor-Wettbewerb abgehalten?

Im nächsten Moment verblüffte ihn, dass er direkt vor einem Nebeneingang der Stadthöfe angehalten hatte, über dessen Torbogen ein Softdrink mit dem Schriftzug ‚*Born to Refresh!*‘ lockte. Umgehend bog er in die ehemalige Gestapo-Zentrale ein, dessen

Baustelle er neulich dem entrüsteten Maxi erläutert hatte. Im bereits fertiggestellten ersten Innenhof gelangte er an die *Bar Noir*, offenbar ein Edelrestaurant, vor dem gut gekleidete Bürger kurz von ihrem Käsefondue aufblickten, als der stark verschwitzte Frido mit irrem Blick vorbeischlurfte.

Frido durchquerte eine unbelebte Passage und sah dann eine kleine Mensentraube vor sich. Sein erster Eindruck überraschte ihn selbst: Es handelte sich bei diesen Leuten um sein eigenes Milieu. Er erkannte sogar ein paar Gesichter. Ach richtig, dies musste die Buchhandlung *Lesesaal* sein, wo dieser Tage ein ‚Lern- und Geschichtsort‘ eröffnet werden sollte, zu dem sich der private Investor beim Kauf der Immobilie verpflichtet hatte. Dies war wohl die Vernissage. Frido ordnete sein Hemd, bahnte sich einen Weg durch die Menge und betrat den Laden. Hinter einem schönen Café und der eigentlichen Buchhandlung war ein Bereich mit Plakaten, Vitrinen und sonstigen Materialien eingerichtet, die zu den Verbrechen der NS-Zeit, den Verhören und Folterungen hier im Gebäude Auskunft gaben. Es wurde Schaumwein verteilt. Frido nahm sich ein Glas und trank es ohne Umschweife aus. Beim neuerlichen Zugreifen hörte er, wie sich neben ihm ein Herr als Mitglied der *Patriotischen Gesellschaft* vorstellte und einer jüngeren Dame stolz erklärte, dass jetzt auch der subkulturelle *Golden Pudel Club* zu seiner Stiftung gehöre. Das waren ja überraschende Allianzen dieser Tage.

Frido trat an das Buffet und sah mit Erstaunen, dass sich mehrere Handgranaten darauf befanden. Er nahm eine davon und betastete sie ausführlich. Es fühlte sich gut an, kühl und fest. Mit der könnte er jetzt zurück zum Bucerius Kunst Forum gehen. Oder sie für eine andere Gelegenheit aufbewahren. Dann spürte er eine sanfte Berührung auf der Schulter und hörte eine vertraute Stimme.

„Was starrst Du denn die Avocado so an? Leg die mal schön zurück aufs Buffet, die ist glaub ich nur zur Deko.“ Vor ihm stand Dagmar und lächelte.

„Aber... bist Du gar nicht unterwegs nach Stuttgart?“, fragte Frido erstaunt.

„Du bist ja ganz außer Dir. Schau mich mal an. Wenn hier jemand nicht nach Baden-Württemberg zieht, dann bin ich das.“

„Aber warum denn nicht?“

„Hör mal, Frido, wie viele Signale muss man Dir eigentlich senden?“ Der Angesprochene wurde verlegen und sah hilfeschend im Raum umher.

„Was machst Du denn so, bist Du schon länger hier?“

„Frido, sieh mir doch wenigstens mal eine Sekunde lang in die Augen. Ich bin hier, um Dich zu retten. Du müsstest allerdings das Gleiche für mich tun.“ Dann legte sie ihre Arme um seinen Hals.

Als Fridolin Overbeck um kurz vor Mitternacht seine Hose hochzog und aus dem Fenster von Dagmars Wohnung sah, mutete es ihn seltsam an, dass das Denkmal für Kaiser Wilhelm I. hier am Sievekingsplatz eigentlich ein Schattendasein fristete. Die Zerstreuung legte sich, als die Hose rücklings wieder heruntergezogen wurde, wobei der Reisverschluss schmerzhaft über seinen Penis schrammte.

Ein Jahr später war der Herbst verregnet. Und als im Jahr darauf wieder ein Nachsommer kam, nahm Frido ihn nicht als solchen zur Kenntnis.

Personen in der Reihenfolge ihres Auftretens:
Fridolin Overbeck: Literat und Lehrbeauftragter
Markus von Sennen: Agenturleiter und Barbetreiber
Graf von Salkreuth: Romancier aus der Rosenhofstraße
Maximilian: Student der Musikwissenschaft
Stefan Bäuml: Leiter des Hamburger WOCHE-Feuilletons
Ernesto Stocholski: Philosoph
Bernhard Passarge: Neurechter Autor
Dagmar Kieseewetter: Vertretungsprofessorin der Kunstgeschichte
Benno Mommsen: Hamburger Kultursenator
Frau Stallmeyer: Fridolins alte Deutschlehrerin
Hannes: Dagmars Freund, Juniorprofessor in Stuttgart
Herr Overbeck: Fridolins Vater
Didier Barg: Privatbankier und Food-Blogger

Paul Schreifels soll gepflegte Gespräche mit Despoten vorbereiten.

FIRING LINE

Am 13. März 1974 war Balthazar Johannes Vorster, Premierminister und mächtigster Mann Südafrikas, zu Gast in der US-Fernsehsendung *Firing Line*. Die Aufzeichnung fand in Johannesburg statt, es war kurz vor den Wahlen, deren Ausgang nahezu feststand, weil nur Weiße zur Abstimmung zugelassen waren. Mit dem Flugzeug angereist war ein Team des amerikanischen *Public Broadcasting Service*.

Gastgeber von *Firing Line* war seit acht Jahren William F. Buckley, Jr., eine skurrile New Yorker Gestalt mit verschiedenen Tics und gestelztem Soziolekt. Er hatte sich einen britischen Akzent antrainiert und gab gerne den Gentleman. Buckley galt als konservativer Vordenker und passionierter Sozialistenfeind, doch er lud Vertreter aller politischen Lager ein, um vor laufender Kamera mit ihnen zu debattieren.

Seitdem Paul Schreifels die frühen *Firing Line*-Ausgaben als Teenager gesehen hatte, wollte er unbedingt in Buckleys Nähe. Es gelang ihm Jahre später über ein Praktikum bei dessen Printmagazin *National Review*. Auch in den Redaktionskonferenzen der *Review* hatte Buckley diesen theatralischen Habitus, wenn er durch schier endlose Dehnung der Silben das Tempo herausnahm, um seinen Blick aus dem 14. Stockwerk in Richtung Bryant Park schweifen zu lassen.

Einmal kam das Gespräch auf einen geplanten Beitrag über die politische Situation im südlichen Afrika, denn Buckley wollte nicht nur in der Fernsehsendung, sondern auch im Magazin darüber berichten.

„Man sollte der Apartheid in der freien Welt gar keine Plattform bieten“, monierte Monty Peretz, ein altgedienter *National Review*-Redakteur. Natürlich war Buckley anderer Meinung:

„Mir sind diese Leute auch nicht sympathisch – aber versuch das zu verstehen, Monty: Die Rassentrennung hilft, Reibereien zu vermeiden, denn jede Begegnung bringt nun einmal Ärger mit sich.“

„Es wird sogar argumentiert“, ergänzte Paul Schreifels forsch und übertrat damit sein beschränktes Rederecht als Praktikant, „die Segregation sei dafür da, die Schwarzen vor dem unfairen Wettbewerb mit hochqualifizierten Weißen zu schützen.“

Buckley nickte. Nach der Sitzung nahm er Paul beiseite und flüsterte ihm zu: „Du kommst mit nach Johannesburg.“

„Für die *National Review*?“, fragte Paul erstaunt.

„Nein, für *Firing Line*“, sagte Buckley langsam, bevor sein legendäres Grinsen zum Vorschein kam: „Du bist jetzt beim Fernsehen, Kleiner. Aggie wird Dich einarbeiten.“

Agatha S. Dowd war Buckleys Dokumentaristin. Sie bereitete jede Ausgabe von *Firing Line* akribisch vor, besorgte Hintergrundinformationen und versuchte, die Schwächen und Widersprüche des jeweiligen Gastes zu sondieren. Paul sollte ihr zur Hand gehen. Als er das Büro in Midtown Manhattan betrat, saß eine Dame mit graumeliertem Föhnfrisur und einer Nickelbrille vor ihm. Sie lächelte milde.

„Hi, ich bin Aggie. Du musst Paul sein, komm rein.“

„Sind das schon die Materialien für Südafrika?“ Aggie hockte inmitten hoher Papier- und Bücherstapel.

„Ja, ich habe ziemlich viel kommen lassen.“ Sie blickte über den Schreibtisch und seufzte: „Unser Job ist schwierig. Wir können das hier so gut und kontrovers vorbereiten, wie wir wollen, Bill wird trotzdem nach Schnittmengen mit seinem Gegenüber suchen.“

„Ja, darin ist er wirklich gut“, merkte Paul an.

„Er treibt es zu weit“, winkte Aggie ab. Selbst mit den Black Panthers hat er versucht, eine solidarische Ebene zu finden, was denen überhaupt nicht gefallen hat.“

„Stimmt, die Sendung habe ich gesehen. Das war ein bisschen absurd – aber grundsätzlich gefällt mir seine Gesprächskultur. Man muss doch ein gemeinsames Interesse entwickeln, um überhaupt etwas verhandeln zu können.“

„Über sein gemeinsames Interesse mit den weißen Rassisten in Südafrika müssen wir jedenfalls nicht lange spekulieren.“

„Wieso“, fragte Paul, „Buckley ist doch kein Rassist.“

„Das nicht“, lächelte Aggie, „aber er hasst Kommunisten – da hast Du den gemeinsamen Feind.“

„Stimmt, das hatte ich nicht bedacht.“ Paul kratzte sich am Kopf.

„Ich bin mir nicht sicher, ob gepflegte Konversation immer das richtige Mittel ist. Muss man mit Diktatoren Teilargumente abwägen?“ Paul wusste nicht, was er sagen sollte.

„Wie auch immer,“ lachte Aggie und klopfte ihm auf die Schulter, „machen wir uns an die Arbeit.“

Als sie zwei Wochen später in einem ‚*Whites Only*‘-Taxi vom Jan-Smuts-Flughafen nach Downtown Johannesburg saßen, war Paul überrascht: Hier sah es fast aus wie in New York, nur das Wetter war besser. Überall gläserne Hochhäuser und modern gekleidete Menschen. Das Studio der *South African Broadcasting Corporation* lag in Auckland Park. Der Sender stand in dem Ruf, das Sprachrohr der Regierung zu sein – allerdings nur übers Radio, denn ein Fernsehprogramm gab es hier noch gar nicht. Vorsters Kabinett fürchtete unerbetene Impulse durch Produktionen, die man aus dem Ausland würde zukaufen müssen. Das TV-Studio diente vorerst nur dem Testbetrieb, entsprechend improvisiert verlief die Aufzeichnung von *Firing Line*. Die technische Crew um Produzent Warren Steibel hatte alle Hände voll zu tun, den typischen Stil der Sendung sicherzustellen.

John Vorster betrat das Studio mitsamt einer Entourage aus dem Büro für Staatssicherheit, Abkürzung *BOSS*. Vorster umwehte die Aura des Despoten: ein bulliger Mann mit gelblichem Teint und zurückgestrichenem Haar. Seine *Nasionale Party* hatte sich bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs an die Seite Deutschlands gestellt. Damit war es im Land zum erneuten Bruch zwischen Buren und Briten gekommen. Schon sprachlich unterschieden sich beide Gruppen beträchtlich: Die Buren als Nachfahren der eingewanderten Niederländer sprachen Afrikaans. Ihr Englisch hatte einen harten, stockenden Tonfall.

Aggie und Paul wussten, dass Vorster 1939 die besonders radikale Organisation *Ossewabrandwag* mitbegründet hatte, die einen autoritären Staat und totale Herrschaft der Weißen forderte. Dafür hatten ihn die Briten zeitweise interniert. Bezugnehmend auf seine politischen Anfänge sollte Buckleys Einstiegsfrage den Premier in die Enge treiben.

Wieso hatte Vorster dem US-Fernsehen überhaupt zugesagt? Wahrscheinlich drückten ihn die UNO-Sanktionen und er wollte zur Wahl eine gute Figur machen. Doch er würde erläutern müssen, warum wieder einmal ausschließlich Weiße abstimmen durften. Entsprechend nervös und schlecht gelaunt wirkte er. Buckley kannte solche Situationen. Eigentlich war er gut darin, anfängliches Misstrauen durch eine fast übertriebene Höflichkeit abzubauen. Doch diesmal war der Plan ein anderer.

Buckley und Vorster setzten sich auf ein kleines Podest im ansonsten völlig leeren Studio. Es hatte keine Vorbesprechung gegeben, Vorsters Zeit war knapp bemessen, nur die eine Stunde für das Gespräch, sein erstes TV-Interview überhaupt. Die Klappe fiel, dann lief der penetrante Trompeten-Vorspann aus Bachs Brandenburgischen Konzerten. Buckley kam wie üblich ohne Begrüßung zur Vorstellung des Gastes, auf seinem Schoß das Clipboard mit Aggies und Pauls Unterlagen. Die beiden saßen in der Regiekabine.

„Herr Premierminister, ich möchte Sie gern fragen, ob es stimmt, dass Sie während des Krieges für die Nazis waren.“ Vorster setzte sich auf dem Freischwinger zurecht und sagte mit starkem Akzent:

„Nein, ich war gegen die Briten.“

„Verstehe“, sagte Buckley, „es wäre ja auch falsch, von der amerikanischen Unterstützung Stalins im Zweiten Weltkrieg herzuleiten, wir seien Kommunisten.“

„Eben.“ Aggie verzog das Gesicht und zischte: „Nicht zurückweichen, Bill. Nicht schon jetzt.“ Doch der verhielt sich weiter defensiv:

„Es gibt also keinen Aspekt der nationalsozialistischen Ideologie, der Sie jemals angesprochen hätte?“

„Nicht einmal meine schlimmsten Feinde hatten jemals Argumente, mir dies vorzuwerfen. Ich war Pro-Afrikaans. Heute verstehen wir uns als Mitglied der anti-kommunistischen Allianz, als Teil der freien Welt.“

„Wenn also der Bündnisfall eintreten sollte...“, spekulierte Buckley und hielt sich seinen Bleistift an die Lippen. Aggie schlug die Hände vors Gesicht. Vorster konnte stolz verkünden:

„Im Falle eines sowjetischen Übergriffs auf die freie Welt wären wir bereit, unseren Teil beizutragen.“ Jetzt schaute Buckley in seine Unterlagen, räusperte sich und sagte:

„Der Ausdruck ‚freie Welt‘ bringt uns allerdings zu dem gängigen Vorwurf, in Südafrika herrsche gar keine Freiheit, es sei denn, die eigene Haut sei weiß.“

„Sie sind zu höflich, es so auszudrücken“, grinste Vorster, „aber eigentlich wollen Sie sagen, dies sei ein Polizeistaat. Nun, falls dem so sein sollte, wäre es der einzige Polizeistaat, in den die Leute massenhaft versuchen, hineinzukommen. Sie müssen nämlich wissen: Wir haben Zigtausend illegale schwarze Einwanderer im Land, darunter viele Kommunisten.“

Es lief tatsächlich darauf hinaus, dass Buckley einem sich ungestört ausbreitenden Despoten die Bühne bereitete. Selbst seine rhetorischen Spitzen blieben wirkungslos, als er Vorster fragte, ob dieser das Wort ‚Kommunist‘ eigentlich als Metapher verwende. Durchaus nicht, es gebe entsprechende Umtriebe im Land, denen entschieden zu begegnen sei, notfalls ohne Gerichtsverhandlungen. Die Bedrohung sei übrigens sehr weitrei-

chend, ergänzte Vorster, denn es gehe letztlich um die Kontrolle der Schiffsroute entlang des Kaps, und das sei die Versorgungsader Europas. Buckley schluckte und entgegnete dann leise:

„Herr Premierminister, vor einigen Monaten habe ich als Delegierter der Vereinten Nationen wegen einer Sache im Sinne Südafrikas abgestimmt. Das Ergebnis lautete 103 zu 4. Nur war von den über 100 Staaten, die gegen Ihr Land gestimmt haben, nur ein kleiner Teil kommunistisch regiert.“

„Ich habe Ihnen soeben erklärt, dass die Kommunisten versuchen, Südafrika zu übernehmen. Sie berichten nun von etwas völlig anderem. Die meisten Länder verstehen einfach nicht, dass es innerhalb Südafrikas einen weißen Staat und acht schwarze Regionen gibt, alle mit eigener Rechtsprechung, eigener Sprache und eigener Tradition. Wer Gleichberechtigung in Südafrika fordert, hat diese Gegend nicht verstanden.“ Vorster plauderte ungehindert vom souveränen Recht der Bantu-Stämme über ihre alten Siedlungsgebiete. Wenn die *Blacks* allerdings auf das Terrain der Weißen kämen, wären sie halt Gäste und müssten sich nach den Gepflogenheiten vor Ort richten. „Schon in meiner Antrittsrede ist das klar formuliert: Ich bin nicht besser als der Andere. Aber es gibt nun einmal einen Unterschied.“

Paul verfolgte das Gespräch wie einen Boxkampf: Feder- gegen Schwergewicht. Buckley verhedderte sich wie üblich in Details: Ob der Gerichtshof ein Mitglied gegen den Willen der Parlamentsmehrheit berufen könne? Welche Verfahrenskategorie einem Verurteilten genau zustehen würde. Paul raufte sich die Haare, Aggie klemmte sogar kurz ihren Kopf zwischen die Knie. Gegen Ende der Diskussion zeigte Buckley konditionelle Schwächen. Vorsters bräsige Art, seine dünnen Entgegnungen, die Holzhammer-Argumente, sie hatten ihn zermürbt.

Am nächsten Tag fuhren sie mit einem geliehenen Bus Richtung Norden. Die Strecke führte durch Townships, in denen berittene Polizei patrouillierte. Wellblechhütten, soweit das Auge reichte. Jeder wusste, dass hier Chaos und staatliche Willkür herrschten. Das war nun keine abstrakte Information mehr. Am Straßenrand bettelnde Frauen und Kinder, dazwischen umherirrende Personen in zerschlissener Kleidung. Entlang von Kohle- und Goldminen zogen Kolonnen ausgemergelter Arbeiter, auf dem Weg zu einem Werksgelände, um sich dort zugrunde richten zu lassen. Es waren künstliche Krater zu sehen, riesige Industrieanlagen, giftig schimmernde Tümpel, Brachflächen und dann wieder Townships ohne Kanalisation. Paul und Buckley betrachteten das Desaster schweigend. Aggie knurrte: „All das schaffen wir uns im Westen aus dem Blickfeld.“

Nach dem Grenzübertritt ein ruhigeres Bild. Rhodesien war von Farmland geprägt, streckenweise sah es aus wie in Connecticut. Auf halber Strecke, noch einige Stunden südlich von Salisbury, hatten sie eine offizielle Einladung. Ihnen war klar, dass es ein Vorzeigebetrieb sein musste, von dem sich schwerlich auf den Zustand des Landes würde rückschließen lassen. Trotzdem waren die Reisenden gespannt. Die Gegend war mit Bodenschätzen reichlich gesegnet, aber das Asbestvorkommen nahe Shabani war schon ein besonderer Glücksfall. Der Tagebau fand inmitten grüner Hügel statt, die Mine samt Fabrik lag fast idyllisch. Hier also wurde das langfaserige Material gewonnen, das jetzt überall gebraucht wurde: Für die Dämmung von Häusern, für die Kleidung tapferer Feuerwehrmänner und sogar pulverisiert als Bestandteil von Babypuder.

Auch bei näherer Betrachtung sah der Betrieb ganz ordentlich aus, gar kein Vergleich zu den südafrikanischen Minen. Weiße

Arbeiter in Laborkitteln begutachteten Schaufelräder, die stoisch ihr Werk verrichteten. Die Gruppe wurden freundlich begrüßt. „Bitte treten Sie näher.“ Ein Vorarbeiter, der seinen Kugelschreiber an die Brusttasche des Kittels geklemmt hatte, demonstrierte den Besuchern an einem Holztisch unter freiem Himmel die Eigenschaften von Asbest im Rohzustand: Er spaltete ein Stück des abgebauten Minerals (es war so groß wie ein Kastenbrot) und zog die beiden Hälften langsam auseinander. Die Fasern bildeten ein feines Netz. Sie ließen sich mit den Fingern schichtweise abziehen. Der Vorarbeiter hielt ein Stück gegen die Sonne. „Sehen Sie nur, es schimmert wie Seide – aber in gepresster Form kommt da nichts durch“, rief er und warf die Stücke lachend auf den Tisch, so dass die Partikel seitlich aufstoben. „Kommen Sie mit mir, ich zeige Ihnen nun unsere hochmoderne Anlage.“ Sie betraten eine Fabrikhalle, in der es so staubig war, dass man kaum ein paar Meter weit sah. Schemenhaft waren schwarze Arbeiter mit freien Oberkörpern zu erahnen, die zwischen mächtigen Metallgeräten hin und her huschten.

„In dieser Rollstampfe werden die Steine zunächst grob zerkleinert.“ Die Arbeiter standen um einen großen Bottich mit rotierenden Walzen und verteilten das Geröll gleichmäßig. Dann nahmen sie die Fasern wie Baumwollhaufen mit bloßen Händen und trugen sie zu einer weiteren Maschine, in der zahlreiche Zahnräder drehten und Hämmerchen vor sich hin klöppelten. Der Mann griff in die Lade mit dem bearbeiteten Produkt und zerrieb die Fasern zwischen seinen Fingern. „Sehen Sie? Schon viel kleinteiliger.“ Aggie zog sich ihr Hemd vor die Nase: „Das ist ein Teufelszeug“, raunte sie den anderen zu. „Nur Gerüchte“, winkte Warren Steibel ab. „Und gute Lobbyarbeit“, ergänzte Buckley.

„Nun geht es in den Krempel. Hier werden die Fasern zu einem Flor ausgerichtet.“ Wieder zahlreiche Walzen, die zum Erstaunen der Journalisten endlose Bindfäden ausgaben.

„Das soll Asbest sein?“, fragte Buckley.

„In der hauseigenen Weberei stellen wir Tücher daraus her, um sie dann weiterzuverarbeiten. Und damit zum Höhepunkt unserer Führung.“ Er machte eine rhetorische Pause, hob dann seinen Arm wie ein Showmoderator, trat rückwärts an eine noch größere Maschine und schob den dort schwitzenden Arbeiter zur Seite.

„Hier unsere neueste Errungenschaft, eine Imprägniermaschine mit Vakuumanlage. Die gasförmigen Lösungsmittel werden abgezogen, zur Verhinderung von Explosionen“, erklärte der Mann und sah seinen Arbeiter an, der weiter zu Boden blickte. „Wir sind sehr um das Wohlergehen unserer Angestellten besorgt.“ Hinter dem Metallmonster ratteten massive Bretter auf einen Stapel. „Durch die chemische Umwandlung unter Druck und Hitze ist der Hydraulikbelag nun zum hitzebeständigen Körper geworden. Ein Triumph rhodesischen Industriehandwerks!“

„Wirklich beeindruckend“, fand Paul. Aggie hustete.

Jedes Redaktionsmitglied erhielt zum Andenken ein faustgroßes Asbeststück in die Hand, dann stiegen sie wieder in den Bus und fuhren weiter in die Hauptstadt Salisbury. Schon an ihren Ausläufern sah man, dass die Stadt viel kleiner als Johannesburg war. In den Suburbs flache Einfamilienhäuser hinter Zäunen, viele Swimmingpools, dann eine saubere Downtown mit moderner Architektur und europäischen Automarken.

Das TV-Studio von Salisbury war ebenfalls noch nicht für den Sendebetrieb bereit, die Versuche liefen in schwarz-weiß. Auch hier die Sorge vor ausländischer Einflussnahme. Ian Smiths

Regierungspartei repräsentierte nur den weißen Anteil der Bevölkerung Rhodesiens. Das hielt sie 1965 nicht davon ab, die Unabhängigkeit von der alten Kolonialmacht Großbritannien zu deklarieren. Außer Südafrika hatte kein einziger Staat diesen Akt ratifiziert. Doch der Premierminister war in aufgeräumter Stimmung. Er wirkte – schlank, gescheitelt und überhaupt ganz anders als Vorster – wie ein britischer *peer*. Entsprechend entwickelte sich vor der Kamera eine Art Salongespräch.

Smith schilderte die Bemühungen seiner Regierung, die indigene Bevölkerung zu schulen, um ihr mehr Verantwortung im Staatswesen zu ermöglichen, inklusive Wahlrecht. Das Bildungsinteresse der Schwarzen sei aber leider gering, es würde wohl noch Generationen dauern, bis sie die hier geltenden Standards erfüllen könnten.

„Demokratie ist eine anspruchsvolle Sache“, sagte er. „Man ist in dieser Staatsform auf intelligente Beiträge angewiesen.“

Dann wieder Buckleys Detailnachfragen: Was genau qualifiziere einen Menschen für das Wahlrecht? Sei das definiert und publiziert?

„Selbstverständlich, das können Sie nachlesen: eine höhere Schulbildung und ein Einkommen von mindestens 1800 Dollar pro Jahr.“ Auf dieser Grundlage, erklärte Smith, könne sich sogar jedermann für einen Parlamentssitz bewerben. Und wie viele Schwarze, erkundigte sich Buckley, säßen denn derzeit im Parlament – er wusste die Antwort, denn sie stand in seinen Unterlagen.

„Leider erfüllt derzeit kein Schwarzer das nötige Anforderungsprofil“, gab Smith zu, aber es seien trotzdem einige Sitze reserviert, „auch ohne die nötige Qualifikation. Da sind die Schwarzen uns gegenüber klar im Vorteil, denn wir haben keinerlei garantierte Parlamentssitze.“

Buckley erkundigte sich nach den Besitzverhältnissen im Land. Auch diesbezüglich gebe es eine gute Lösung, erläuterte Smith, sie hätten Rhodesien in zwei Hälften geteilt, um die Schwarzen vor den Fähigkeiten und finanziellen Mitteln der Weißen zu schützen.

„Ländereien auf dem Gebiet der Schwarzen sind sogar gratis, weil sie unter das Stammesgesetz fallen. Kein Weißer darf da etwas kaufen.“

Die Teilung sei – *by the way* – eine Idee der englischen Verwaltung gewesen. Jetzt, nach der Unabhängigkeit, solle das auf einmal falsch sein? Das sehe er nicht ein. Smith geriet in Schwung.

„Das schöne Salisbury befindet sich in der weißen Zone, das ist ja offensichtlich. Die Bars, Hotels und Restaurants können es mit ihrer Kundschaft aber handhaben, wie sie wollen. Da mischt sich die Regierung nicht ein.“

„Das sieht die internationale Presse ganz anders“, wandte Buckley ein.

„Glauben Sie nicht alles, was in den Zeitungen steht“, lächelte Smith, „die halten sich meist nicht an die Fakten.“

Buckley merkte an, dass er selbst eine Zeitschrift herausgebe. Wie dem auch sei, sagte Smith, wenn die Welt ihn nun endlich in Ruhe ließe, könne seine Regierung alle anstehenden Probleme schnell lösen. Denn viele Besucher aus dem Ausland hätten ihm bereits versichert, dass sie noch nie so glückliche Schwarze gesehen hätten wie hier in Rhodesien.

Thank you, Mister Prime Minister.

Abends besuchte das Team einen vollbesetzten Club in Salisbury. Ein schwarzer Stand-up-Comedian aus Großbritannien

unterhielt das weiße Publikum: Er komme nach Rhodesien, um sich zu bräunen, und ob die Kamera da vorne *in colour* sei.

Aggie war seit der Aufzeichnung schlechter Laune, die sich nicht besserte, als der Clubbesitzer ihr erklärte, dieses Etablissement sei eigentlich *multiracial*, nur gelte das nicht für Schwarze. Produzent Steibel versuchte, die Runde aufzumuntern.

„Hey Leute, schon klar, diese Reise wird kein Riesenerfolg, aber die Welt ist ein schwieriges Pflaster, und unsere Sendereihe bleibt ein langer Marsch. Wir müssen dranbleiben.“

„Warren hat recht“, hakte Buckley ein, „es ist nur eine Frage der Zeit. Irgendwann wird jemand die freie Weltordnung auch in entlegeneren Gebieten durchsetzen, und zwar endgültig“, um lächelnd zu ergänzen: „Jemand wie Ronald Reagan.“

Aggie starrte Buckley an, dann schaute sie zu Paul und gab dem Kellner das Zeichen, weitere Drinks zu bringen. Ihre Augen brannten, und ihre Haut wirkte wie von einer dünnen Schicht überzogen. Darunter schimmerte es rötlich.

**Hanno Gerdes sucht Groß-Friesland
und bekommt unverhofft das Wesen der Kolonie vorgeführt.**

BERGE DER WAHRHEIT

*Oh wat moi is Kandersteeg
de Hemel is nur to erahn'n
de Bargaen stahn dem Blick in Weg
hier will ik wall to grunde gahn*
(Haiku Gerdes, 1981)

Die Route Hamburg – Zürich war so legendär wie oberflächlich. Verkehrstechnisch gut erschlossen, auch geistig reich befahren, freilich mondän, doch irgendwie läppisch. Hochwertige Markenprodukte und bevorzugte Skipisten waren hier die Gesprächsthemen. Weiter westlich, ungefähr entlang des 7. Längengrads, bot sich eine viel interessantere Analogie. Gewiss, sie lag weniger auf der Hand und wurde seltener bemüht, dafür war sie fundamental. Die Verbindungslinie zwischen den Frieslan-

den und Bern – denn um ebenjene soll es hier gehen – betraf eine wesenhafte Tonalität, etwas Prämodernes, herrührend noch von mittelalterlichen Vorstellungen; sie betraf den Zusammenhang von Natur und Mythos; sie betraf Einsamkeit, Verlust und die Allgegenwart des Todes.

Dies war nicht leicht zu beschreiben, geschweige denn in Verse zu kleiden. Doch eine gewaltige Stimme hatte einst die richtigen Worte gefunden, sie zu fassen bekommen, die grundlegende Korrespondenz zwischen den Landstrichen an Aare und Dollart. Es war dies die Stimme des Dichters Heiko Gerdes. Ein kleiner Kreis ergebener Anhänger durfte ihn zärtlich ‚Haiku‘ rufen, aber ... es war doch ein kleiner Kreis geblieben. Wer hatte sie denn schon gelesen, Gerdes‘ längst vergriffene Gedichtbände wie *Heel bült Kuntrei* oder *Lever dood*. Existentielle Betrachtungen waren es gewesen, wie gemacht dafür, dem Um- und Ausland ein gänzlich anderes Bild der Friesen zu vermitteln, weit abseits grenzdebiler Scherze. Gerdes‘ Poesie war unheimlich wie in der Dämmerung aufsteigende Dünste, voll düsterer Vorahnung und beängstigender Tierallegorien. Doch sie war ebenso politisch.

*De Baske much nee Spanier wän
Un ik will hier klar formulärn
Dat wi keen Niedersachsen sünn
Wi willen Neei-Freesland deklarärn*
(Haiku Gerdes, 1980)

Haiku Gerdes – seines Zeichens Gründungsmitglied der *Grünen* – hatte fest an die Möglichkeit eines autonomen Groß-Frieslands nach Schweizer Vorbild geglaubt. Mehr noch: Er war besessen davon gewesen, das Küstengebiet zwischen dem niederländischen Leeuwarden und der dänischen Grenze zu einem

eigenen Staat zu formen, mithin West-, Ost- und Nordfriesland als Schwurgemeinschaft zu einen. Zur Inspiration und Vernetzung war Gerdes 1981 per Zug und Autostopp von Westgroßefehn in die Schweiz gefahren. In die Willensnation! Er hatte Bern besucht, dort für allerhand Unruhe gesorgt und war dann weiter ins Oberland gereist. Dort aber hatte sich seine Spur verloren. Bald vier Jahrzehnte war das nun her.

Hanno Bartels las noch ein Gedicht aus *Lever dood* und schaute auf die vorbeiziehende Landschaft. Seltsam war doch das Bild der Frieslande in den Köpfen von Nicht-Friesen, dachte er. Krimi-, Komödien- und Sehnsuchts-Kulissen waren es, und allesamt hatten sie wenig mit der Realität zu tun, mit dem Wesen der Region und ihrer Bewohner – und rein gar nichts ahnten die Menschen vom Potenzial der Friesen, sich auf eine geheime Tradition zu besinnen und wie Basken oder Katalanen gegen die Zentralregierung aufzubegehren (im gegebenen Fall also die in Hannover).

Dabei liefen die Vorbereitungen bereits auf Hochtouren! Hanno war im Auftrag der *Groep fan Upstalsboom* unterwegs, einer überparteilichen Opposition mit vielleicht 50 Aktivisten heterogener Herkunft. Diesen Kämpfern für das Küstenrecht war Haiku Gerdes in Erinnerung geblieben, genauer: Sie hatten sich auf ihn zurückbesonnen. Ausgehend von der Idee eines ‚Europas der Regionen‘ war der separatistische Gedanke neu in ihnen entfacht. Sie diskutierten über friesische Flaggen, Hymnen, Leitbilder und Zweitpässe; sie schrieben Petitionen, sammelten Unterschriften und hielten kultische Zeremonien ab. Sie verfassten Leserbriefe, verteilten Handzettel und stellten Publikumsfragen auf lokalpolitischen Veranstaltungen. Zudem suchte die *Groep fan Upstalsboom* nach Geld, Allianzen – und nach

einem historischen Vorbild. So war Haiku Gerdes ins Spiel gekommen. Und so kam es, dass Hanno Bartels, Journalist und Tierarztsohn aus Ochtelbur, an einem schönen Frühlingstag des Jahres 2019 im Zug saß, um jenen 7. Meridian eintausend Kilometer nach Süden hinabzugleiten, mit diffusem Auftrag und gemischten Gefühlen.

Als Hanno über eine mächtige Eisenbahnbrücke nach Bern einfuhr, strahlte hinter der Stadtsilhouette das Alpenpanorama. Irgendwo dort, die Gletscherlandschaft vor Augen, mochte Gerdes noch immer seine Gedichte schreiben. Und das war eigentlich eine schöne Vorstellung – doch sie brauchten ihn jetzt an anderer Stelle, in nördlicher Tiefebene. Hanno hatte ihn zu finden, und dann musste er Gerdes überreden, mit ihm zu kommen. Mit ihnen zu kämpfen. Oder wenigstens ein Grußwort zu verfassen.

Das Hotel lag fußläufig vom Bahnhof am Hirschengraben. Hanno checkte ein, und obwohl er eigentlich gespannt darauf war, die Stadt zu erkunden, legte er sich auf sein Bett und schaute an die mit Stuck verzierte Zimmerdecke. Welch seltsamem Menschen war er hier auf der Spur: Für die einen war Gerdes ein Symbol des Widerstands, für andere ein Bote aus der Vergangenheit, wiederum andere verehrten ihn als Naturmenschen. Die wenigen Bilder und Filmaufnahmen nährten all diese Zuschreibungen und widerlegten sie zugleich. Zwar trug Gerdes sein blondgelocktes Haar zeitweise schulterlang und sprach ein altertümliches Deutsch mit rollendem „R“, auch war er von bäuerlicher Statur mit kräftiger Kinnpartie – doch seine Kleidung war stets korrekt: oft zugeknöpft, mit Stehkragen oder breitem Schlips, für die TV-Sendung *Talk op Platt* hatte er sogar eine Fliege umgelegt. Niemand konnte so recht sagen, ob es sich hierbei um ein ironisches Spiel mit Zitaten handelte, er der bür-

gerlichen Gesellschaft mithin einen Zerrspiegel vorzuhalten gedachte, oder ob er schlicht gut anzogen war.

Hanno hatte das gleiche Gymnasium besucht, von dem Gerdes bereits in der neunten Klasse – also Mitte der 1960er Jahre – wegen Ungehorsams verwiesen worden war. Die Geschichte erzählte man sich in Aurich noch ein Vierteljahrhundert später: Der frühreife Gerdes hatte sich unter die feiernden Abiturienten gemischt und einen stark abweichenden „Streich“ initiiert, indem er vor der Aula als toter Vietcong posierte. Er flog, und seine Eltern hatten ihn daraufhin nach Westerstede strafversetzt; eigentlich nicht weit weg, doch der Schulweg führte über die Grenzen Ostfrieslands hinaus ins verhasste Ammerland. Dort muss er sich auf seine Herkunft besonnen und gewissermaßen radikalisiert haben, jedenfalls umspielte Gerdes gleich nach seinem Abitur, als er erstmals an die regionale Öffentlichkeit trat, ein unversöhnlicher Ausdruck. Er ging in die außerparlamentarische Politik und geriet in das unübersichtliche Räderwerk der neuen sozialen Bewegungen zwischen K-Gruppen und Biohof. Seine frühen journalistischen Arbeiten, wenn man sie denn so bezeichnen möchte, weisen allesamt einen aggressiv-anklagenden Tonfall auf. So heißt es etwa in einem Beitrag für das agronomische Kampfblatt ‚Die Heidelbeere‘ im Frühjahr 1973: „Gerade die Hirne derjenigen, die Verantwortung tragen und zu Entscheidungen befugt sind, scheinen vernebelt. Andernfalls müsste man sie für Betrüger halten.“

Bei aller Entschiedenheit der Diktion zeigte sich jedoch eine gewisse Unschärfe hinsichtlich der Frage, worum es denn eigentlich gehe. So ereiferte sich der junge Gerdes in der Leerer Wochenzeitung ‚Mutterland‘ über die Egomane des europäischen Subjekts, um in einem fast zeitgleich entstandenen ‚Heidelbeere‘-Traktat die radikale Einkehr zu fordern. Solidarität

mit gewissen mittelamerikanischen Gruppierungen stand in diesen Jahren gleich neben der Beschwörung des ‚Alten Bundes‘ zwischen Groningen und Aurich. Allen Leserinnen und Lesern dieser Texte muss unumwunden vor Augen gestanden haben, dass Gerdes ein Mann mit starken Meinungen war – allein, das Gesamtensemble dieser Einzelpositionen wollte kein rechtes Bild ergeben.

Ganz anders Gerdes‘ Dichtung, die Mitte der 1970er Jahre in früher Blüte stand. Bereits seine erste Veröffentlichung *Heel bült Kuntrei* – die ultimative Liebeserklärung an seine Heimat – hatte diesen Sound, den wir bis heute so lieben:

Wat kummt Du mi mit Westerstæe
De sünn dor all verdreih
Wat Westerstäedjer neet verstahn
Sünn Tucht und Enigheid

Kristallklar herausgeschliffene Opposition, blitzsaubere Vorstellung eines ‚Wir‘, serviert mit unschlagbarer Verve. So reiht sich in *Heel bült Kuntrei* Schlag auf Schlag, so folgt Pointe auf Pointe. Freilich hat Gerdes‘ Frühwerk noch nicht die ozeanische Tiefe von *Lever dood*, aber dieser Schwung, dachte sich Hanno, wie er so flach auf seinem Hotelbett lag, der war einfach toll.

Und was war dann geschehen? Heiko Gerdes hatte sich auf den langen Marsch durch die Institutionen gemacht und war dabei ins Stolpern geraten. Aus der Ursuppe an journalistischen Selbstpublikationen hatte sich in Kreuzberg *die tageszeitung* erhoben, für die er ab 1979 als Küstenkorrespondent arbeitete; im Jahr darauf war er der erste ostfriesische Ortsgruppenleiter der *Grünen*. Doch das ging nicht lange gut. Man sagt, er sei im Rahmen basisdemokratischer Abstimmungsprozesse immer

wieder durch despotische Spitzen auffällig geworden. Er habe andere eingeschüchtert, sie des Feldes verwiesen, ja, habe ihnen mitunter sogar Gegenstände hinterhergeworfen. Der ideologische Querfeldeinlauf der zurückliegenden Jahre hatte ihn wohl ungeduldig werden lassen. Nein, dachte Hanno, dem hierarchie-freien Kollektiv war Gerdes nun verloren gegangen, das musste er selbst gemerkt haben. Jedenfalls legte er noch im gleichen Jahr alle Ämter nieder und zog sich auf ein privates Dichter-dasein zurück. Aber was hieß schon privat; die Schmiede in Westgroßefehn, die er aufgrund familiärer Verflechtung günstig anmieten konnte, wurde zu einem Treffpunkt der besonderen Art. Ein so symbolträchtiger Ort! Denn just hier hatte Graf Ulrich II. ab 1633 erste Moorflächen verpachtet und damit die Fehnkultur eingeläutet – die ja zuallererst, dachte Hanno, eine kommerzielle Verkehrserschließung gewesen war: Wie kommt der Energieträger Torf nach Emden? Über Kanäle, die zugleich der Entwässerung dienen, ausgezeichnet. Hier jedenfalls hatte Gerdes Quartier bezogen und war zeitgleich zur Zentralfigur eines Kreises aufgestiegen, der zwar ebenfalls heterogen, ihm aber wenigstens hörig war. Von nah und fern kamen sie, um ihn lesen und dozieren zu hören, um mit ihm zu trinken und zu schimpfen. Irgendwann muss sich der Spitzname ‚Haiku‘ eingebürgert haben – sicher hatte nicht Gerdes selbst ihn lanciert, eher dürfte es seine Neigung zur knappen Form gewesen sein, die seine Gedichte zunehmend auszeichnete. Obwohl er selbstverständlich keine japanischen Haikus schrieb.

Vielleicht war es die geschichtsträchtige Umgebung, die Gerdes zum Studium alter, und dann noch älterer Schriften veranlasste. Jedenfalls schlichen sich über den Herbst 1980 mythische Motive in seine Texte, um ihren Platz darin dauerhaft zu behaupten. So ausschweifend die Nächte in der Schmiede gewesen

sein mögen, so düster wurde es in den Zeilen, seine Hand schien nun wie von einer Kraft aus der Tiefe geführt. Litaneien in unheilvollem Pseudo-Latein mischten sich in Gerdes' niederdeutschen Duktus, wenn er über vergessene Tierarten in längst abgetorfte Landschaft delirierte.

Frisia est omnis divisa in partes tres

De Leogryph hät sük verdwelt

Un is up Moor verwest

Doch dann geschah das Unglaubliche: Mitten in der Flachland-Lyrik tauchten urplötzlich schneebedeckte Bergspitzen auf. Springende Geißböcke und rauschendes Quellwasser. Haiku Gerdes war die Schweiz erschienen! *Oh wat moi is Kandersteeg...*

Wie es dazu gekommen war, ist heute schwer zu sagen. Vielleicht hatte er einen lebhaften Traum gehabt, vielleicht auch nur eine ZDF-Dokumentation geschaut. Klar war jedenfalls, dass sich in diesem Moment ein persönlicher Kreisschluss ergeben hatte: Ein souveränes Friesland – befreit von Ammerländer Demütigung, Emsländer Ignoranz und Hannoveraner Knechtschaft – das konnte es nur unter den Rahmenbedingungen geben, wie die Schweiz sie sich vor langer Zeit geschaffen hatte! Gerdes war aufs Neue politisiert, doch diesmal nicht als machtloser Lokalaktivist, sondern als wortmächtige Lichtgestalt. In dieser Phase entstanden die Gedichte, welche 1981 unter dem Titel *Lever dood* veröffentlicht wurden und seinen legendären Ruf endgültig begründeten.

Und dann war er in die Schweiz gefahren; offenbar spontan aufgebrochen, so als wäre er nur für ein paar Tage unterwegs. Und war nie zurückgekehrt. Keine Nachricht kam von ihm, kein verlässliches Dokument belegte seinen weiteren Verbleib, nur

verstreute, unbestätigte Sichtungen. Und ein paar Anekdoten von seinem Aufenthalt in Bern, die Maïke Tjaden ausgewertet hatte und wegen denen – wegen der – Hanno Bartels hier war.

Hanno schlenderte inmitten historischer Fassaden und fühlte sich seltsam geborgen. Dies also war vor 38 Jahren Gerdes' erste Station gewesen, das machte durchaus Sinn. Die Stadt wirkte so, als könne man ihr zwischendurch 500 Jahre fernbleiben, ohne danach mit allzu großem Wandel konfrontiert zu sein. Wie verabredet betrat er ein bestimmtes Restaurant durch den Seiteneingang, um die Treppe zum *Schützenstübli* im 1. Stock zu nehmen. Der komplett mit Holz vertäfelte Raum sah aus wie ein Prachtsaal im Almhüttenformat. Von einem weiß gedeckten Tisch winkte ihm ein grau melierter Herr mit Hornbrille und dunklem Dreiteiler freundlich zu. Offenbar war ihm Hanno gut beschrieben worden.

„Grüessech, Herr Bartels, bitte nehmen Sie doch Platz. Wie gefällt Ihnen unsere schöne Stadt?“

„Guten Abend, Herr Pulver, vielen Dank, dass Sie sich Zeit für mich nehmen. Ich habe ehrlich gesagt noch nicht viel gesehen. Aber die Innenstadt hier ist sehr, wie soll ich sagen, massiv, also beeindruckend.“

„Klar, wir befinden uns schließlich im Regierungsbezirk“, lachte Pulver und verursachte damit Frohsinn am Nebentisch, wo vier dezent gekleidete Herren saßen. Einer von ihnen drehte sich um und sagte so etwas wie:

„*Gäu Migu, muesch verzelle, mir si dini Bodyguards.*“ Hanno sah Pulver verlegen an, aber der machte eine wegwerfende Handbewegung.

„Kümmern Sie sich nicht um die, das ist der SVP-Stammtisch. Für Gäste von außerhalb ist es jeweils überraschend, dass wir

Spitzenpolitiker in Bern ohne Personenschutz unterwegs sind und uns abends in den gleichen Beizen treffen, unabhängig davon, ob man dem nationalen, dem freisinnigen oder dem progressiven Lager zugehörig ist.“

„So so“, erwiderte Hanno, weil ihm gerade nichts dazu einfiel. „Und welchem Lager würden Sie sich zurechnen?“

„Ich sitze für die GLP im Nationalrat: ökologisch orientiert, aber wirtschaftsfreundlich.“

„Ach, sowas gibt's?“

„In der Schweiz schon – dort, wo alle bedeutenden Bewegungen ihren Ausgangspunkt nehmen.“ Gedämpftes Kieksen am national orientierten Tisch nebenan.

„Aber bitte verzeihen Sie, Herr Bartels, die freundliche Dame am Telefon sagte, dass Sie über Haiku Gerdes sprechen möchten. Sehr viel kann ich Ihnen nicht berichten, das ist ja schon so lange her und ging damals alles so schnell.“

„Ich bin dankbar für jeden Hinweis.“

„Gut. Sind Sie mit dem Zug angereist?“

„Ja, ich kam aus Richtung Basel.“

„Dann haben Sie bei der Einfahrt in die Stadt rechterhand ein großes Backsteingebäude mit unzähligen Graffiti darauf gesehen.“ Pulver pausierte und lächelte Hanno an: „Es sei denn, Sie waren linkerhand vom Alpenpanorama abgelenkt. Also gut, rechterhand wäre die Reithalle zu sehen gewesen, die wir 1981 zum ersten Mal besetzt haben. Dort spielte sich ab, was ich Ihnen jetzt erzählen werde.“ Er beugte sich zu Hanno vor, der ihm mit seinem Oberkörper entgegenkam.

„Wissen Sie, wir hatten damals eine gewisse Vorstellung davon, wer uns da besuchen wollte, denn die autonomen Jugendzentren hatten bereits damit begonnen, sich untereinander zu

vernetzen und Informationen auszutauschen. Brieflich und telefonisch.“

„Sie meinen, Gerdes‘ Ruf hatte damals schon die Schweiz erreicht? Kannten Sie denn auch seine Texte?“, fragte Hanno.

„Man hatte so dies und das gelesen, seine frühen Pamphlete waren nicht weiter auffällig, die passten in die linksextreme Landschaft. Und von den Gedichten hat man ja kaum ein Wort verstanden.“ Pulver ließ ein meckerndes Lachen hören und warf sich gegen seine Stuhllehne, bevor er weitersprach. „Aber dieser Kerl, so ein Anarcho-Wikinger, der plötzlich zum Schweiz-Fan mutiert, das hat uns natürlich interessiert – obwohl wir damals selbsterklärte Staatsfeinde waren. Das wurde in der Begegnung mit Gerdes zum Problem.“

„Aber was ist denn passiert?!“, erkundigte sich Hanno.

„Ich mach’s kurz, meine Erinnerung ist eh nicht mehr die Beste. Wir holen also Gerdes zu viert vom Bahnhof ab: verzottelte, wohlstandsverwahrloste, politisch verblendete Tagediebe um die 20. Und dann steht da dieser Typ, mindestens zehn Jahre älter als wir, mit langen Haaren zwar, aber im Anzug mit Krawatte – das müssen Sie sich vorstellen! Wir also mit ihm zum ‚offenen Volxtreff‘ in der Reithalle, wo alle denken, das sei jetzt eine Performance oder so, wie der da reinkommt.“ Pulver warf sich wieder gegen die Stuhllehne.

„Gerdes hat sich dann wie ein Prediger vor die Leute gestellt und irgendwas erzählt vom Miasma der Städte, dem es geistig zu entfliehen gelte, vom Fundament des Regionalen, von kultivierten Wiesen – und dann halt auch von der stolzen Helvetia, die mit ihrer Lanze die Grenzen schützt. Da ist die Sache aus dem Ruder gelaufen.“

„Ein Sturm der Entrüstung?“

„Das nicht, aber viele Zwischenfragen, Bemerkungen, Einwürfe. Die Kommunisten meinten, man müsse das anders formulieren, die Tierbefreier mochten den Speer nicht, die Anti-AKW-Leute fanden das Miasma irrelevant, die Esos wollten Bhagwan und die Drogies wollten Drogen, so war das halt damals, normal.“ Pulver zog seine Schultern hoch.

„Ich könnte mir vorstellen, dass Gerdes sich in diesem Moment an seine eigene Vergangenheit erinnert gefühlt hat“, bemerkte Hanno.

„Mag sein, denn wir waren ja in der Schweiz ein bisschen spät dran mit diesen Diskussionen. *Isch ja glich*, jedenfalls weiß ich noch, wie es endete: Gerdes holt weit aus – als wäre er Zeus, der einen Blitz schleudern möchte – und schlägt mit beiden Fäusten auf den Tisch vor ihm. Alles still auf einmal. Dann steigt er über den Tisch.“

„Und dann?!“

„Rausmarschiert. Einfach so. Tinu Wüthrich will ihn später noch vor dem Bundeshaus gesehen haben, aber der war damals nicht zurechnungsfähig – schon damals nicht“, sagte Pulver und wies auf einen Mann mit Glatze am Nebentisch.

„Und dann haben Sie nie wieder von ihm gehört? Sie müssen nämlich wissen, dass wir Gerdes nach wie vor in der Schweiz vermuten. Er soll hier noch ein paar Mal erkannt worden sein.“

„Das kann durchaus sein. Er könnte sich zum Beispiel einer der Sekten am Brienzer See angeschlossen haben. Wer da einsteigt, bleibt für gewöhnlich. Wo hat man ihn denn gesehen?“

Hanno schaute in seine Handynotizen und sagte: „Simmental.“

„Das wäre ganz praktisch, denn wenn er dort ist, können Sie ihn leicht finden. Da kennt nämlich jeder jeden.“

Am nächsten Morgen saß Hanno im Zug nach Zweisimmen und dachte an Maike Tjaden. Sie hatte ihm schon im Studium klargemacht, dass er als Friese einer verfassungsmäßig geschützten Minderheit angehörte. Und sie war es auch gewesen, die ihn auf einem Treffen der *Groep van Upstalsboom* dafür vorschlug, Gerdes zu suchen. Hanno hatte sich augenblicklich von seinem Stuhl erhoben und bedeutungsvoll in die Runde geblickt. „*Völ Glück, Odysseus*“, hatte der alte Buhrmann geraunt – und dann mit einem Blick auf Maike hinzugefügt: „*Se man to, dat du han-nig weer hier büsst. Dat dien Penelope völ Frejers het, dat weefst du wall.*“

Hanno stand auf dem Bahnhof von Zweisimmen und seufzte. Das war eine schöne Oberländer Landschaft hier, nur eine Zugstunde von Bern entfernt. Er hatte das Gefühl, seinem Ziel näher zu kommen – doch wohin weiter? Auf dem Gleis gegenüber fuhr ein Zug nach Gstaad. Natürlich, die Drehscheibe des internationalen Jetsets, Roger Moore und Bernie Ecclestone! Dort wurden sicher nicht nur Pelzmäntel, sondern auch Informationen gehandelt. Hanno löste ein Ticket am Automaten und stieg ein.

Nun, ein richtiger Zug war das nicht, eher ein Bähnli, das sich gleich hinter der Ortschaft mühsam einen Berg hinaufschlängelte. Tolle Aussicht, erhabene Landschaft. Ihm gegenüber saß eine osteuropäisch wirkende Dame mit kurzem Lederrock und einer Handtasche von *Louis Vuitton*, die während der halbstündigen Fahrt kein einziges Mal aus dem Fenster sah und stattdessen ihre Handyfotos bearbeitete. In Gstaad wurde sie von einem älteren Mann mit Cowboyhut empfangen, der sie auf die Arme nahm und zu seinem Jeep trug.

Direkt vor dem Bahnhof erstreckte sich eine Promenade mit ländlichen Holzhäusern, die allesamt von Luxusmarken genutzt

wurden. Gestresste Frauen mit Jägerhüten stolperten in die Filialen von *Prada* und *Hermès*, vor einer Kunstgalerie saß ein riesiger goldener Astronaut in Denkerpose. Plaketten erinnerten an Curd Jürgens und Gunter Sachs, und auf einem Hügel oberhalb des Dorfes thronte das strahlend weiße Hotel *Palace*. Klare Sache: Hanno war hier falsch. Betrübt schlenderte er zu einer Eisbahn, die offenbar gerade geräumt wurde. Kleinfamilien hatten die Fläche zu verlassen, stattdessen stürmte nun eine Gruppe uniformierter Teenager aufs Eis, um sich dort schlecht zu benehmen. Sie trugen dunkelblaue Overalls mit einer französischen Aufschrift. Dies waren wohl, dachte sich Hanno, die Sprösslinge von Oligarchen und Diktatoren aus aller Welt, hierhin ausgelagert, um die Geschäfte ihrer Eltern in Moskau und Riad nicht zu stören.

„Törichte Pilze“, murmelte es rau hinter Hanno. Er drehte sich um und erschrak. Vor ihm stand ein großer, alter Mann mit Umhang, Bart und langen grauen Haaren. Seine Pupillen waren vollständig weiß, sein Mund dramatisch geöffnet. Er hatte einen Bauchladen umgehängt, auf dem stark verschmutztes Gemüse lag.

„Schwarzwurzeln, mein Herr.“ Hanno war einen Moment lang perplex und fragte sich, woher der Mann überhaupt wissen konnte, dass jemand vor ihm stand.

„Aus regionalem Anbau, mein Herr.“

„Ja, geben Sie mir doch gerne, äh, drei Stück davon.“ Nervös nestelte Hanno an seinem Portemonnaie herum. War das etwa Gerdes?! Insgeheim hatte er ihn sich ungefähr so vorgestellt. Er drückte dem Mann ein paar Franken in die Hand und ließ sich die Wurzeln in Papier einwickeln.

„Darf ich Sie vielleicht etwas fragen?“

„Nur zu. Ich weiß ziemlich viel.“

„Sagt Ihnen der Name Heiko Gerdes etwas?“, fragte Hanno vorsichtig. „Ich suche ihn nämlich.“ Der Alte zog die Augenbrauen hoch.

„Sie suchen Haiku Gerdes – in Gstaad?!“ Der Alte brach in so schallendes Gelächter aus, dass ihm einige Schwarzwurzeln vom Bauchladen purzelten. Hanno stand da wie ein begossener Pudel und entgegnete:

„Man sagte mir, er sei im Simmental.“ Die Stimmung des Alten schlug blitzartig um:

„Dies ist nicht das Simmental! Gstaad liegt im Saanenland!“, schrie er. Dann hob er seinen Arm und deutete zum Bahnhof.

„Zurück mit Euch nach Zweisimmen, dann weiter an die Lenk. Zu Fuß bis an die Simmenfälle, dann weiter bis zur Quelle. Sucht Gerdes am Fuße des Wildstrubels, hinter den Sieben Brunnen, dort, wo kein Weg mehr weiterführt.“ Das geschwungene Versmaß des Alten hatte die Aufmerksamkeit einiger Internatsschüler erregt, die mit ihren Ellenbogen auf der Balustrade lehnten und zuschauten. Der Alte blickte mit blinden Augen zu ihnen hinüber und knurrte: „Törichte Pilze.“ Dann wandte er sich ab und schlurfte geneigten Hauptes davon. Hanno sah ihm nach; er war noch so peinlich berührt von seinem *Fauxpas*, dass er wie angewurzelt stehenblieb und schwieg. Dann schaute er auf das schmutzige Päckchen in seiner Hand, überreichte es einem asiatisch aussehenden Schüler und lief in Richtung Bahnhof.

Nun begriff Hanno: In Zweisimmen trennte sich die Spreu vom Weizen. Die Bahn ins Simmental war mit einem ganz anderen Menschenschlag besetzt. Hauptsächlich Einheimische, dazu ein paar ältere Wandersleute. Die Ortschaft Lenk sah aus wie Gstaad ohne Geld, also viel angenehmer. Hanno folgte ei-

nem gelben Schild, das zur Simmenquelle wies. Zwei Stunden Fußmarsch. Hinter dem Dorf, entlang der Simme, flaches Tal mit Skigebieten auf beiden Seiten, die jetzt im Frühling stillgelegt waren. Zum ersten Mal seit seiner Ankunft in der Schweiz entspannte sich etwas in Hanno. Das Plätschern des Flüsschens, die sprießende Flora, die Weite der Ebene – mit einem übermächtigen Bergmassiv an deren Ende. Hanno kam es so vor, als würde er in eine Sackgasse laufen, doch die Felswand übte eine seltsame Anziehung aus. Er orientierte sich auf seinem *Smartphone*: Hinter dieser Wand lag das Wallis. Aber das war eine rein politische Angabe, denn es schien weitgehend leeres Gebiet zu sein. Keine Ortschaft weit und breit, nur spärliche Angaben zu Höhenzügen, Gletschern und vereinzelt Brücken.

Er erreichte die Simmenfälle. Ein steil ansteigendes Waldgebiet mit rauschendem Wasser, das sich tief in den Felsen gefressen hatte. Hanno kraxelte los, kam ins Schwitzen, aber fühlte sich lebendig, geradezu beglückt. Was würde diesen Abenteurer dort oben erwarten? Irgendwann querte er das Wasser durch den feuchten Nebel eines Stegs und erreichte eine Alp. Dort blieb er stehen, schaute und wusste, dass er angekommen war, denn vor ihm schoss das Wasser in sieben Strahlen aus den Spalten einer Kalksteinwand – die Sieben Brunnen, von denen der Alte in Gstaad gesprochen hatte. Hanno näherte sich dem Schauspiel und ließ es eine Weile auf sich wirken. Vielleicht waren es zehn Minuten, oder stand er sogar eine halbe Stunde dort? Befand sich das Rauschen vor ihm, oder war es in seinen Kopf gewandert?

Als eine Katze um seine Beine streifte, wurde ihm die Situation wieder bewusst. Er hatte doch einen Auftrag, und zudem war es später Nachmittag geworden. Also noch weiter, wie es das Orakel gefordert hatte. Aber wohin genau? Hanno sah sich um.

Einen Steinwurf von ihm entfernt saß die Katze und miaute ihn an. Dann drehte sie sich um und lief los. Hanno folgte ihr nach. Zunächst führte noch ein Fußweg über liebliche Wiesen und in ein Waldstück hinein, dann verlor sich der Trampelpfad. Warum lief er überhaupt einer Katze hinterher? Weil er keine eigene Idee hatte. Und vielleicht auch, weil sie sich gelegentlich umdrehte, so als würde sie nachsehen, ob er noch da sei. Sie gingen über eine Lichtung, dann wurde der Baumbestand wieder dichter, die Katze sprang leichtfüßig durchs Unterholz. Hanno brauchte naturgemäß länger, um sich einen Weg zu bahnen und verlor das Tier schließlich aus den Augen. Er wurde hektisch, stolperte über eine Baumwurzel und fing sich mit beiden Händen an einem querliegenden Stamm ab. Dann hörte er das Maunzen wieder, sah auf, und hörte es noch einmal. Es kam von dort vorne, wo es heller wurde. Hanno stürzte los und stand einen Augenblick später am Rand einer Wiese, die seicht in ein zierliches Tal abfiel.

Er traute kaum seinen Augen. Was dort in der Abendsonne vor ihm lag, war das Land Kanaan. Holsteiner Kühe, Ziegen, Hühner und Schafe waren in lockerer Formation am Rande einer Wasserader verteilt. Das war kein normaler Flusslauf, dafür war er viel zu gerade. Es war – und Hanno konnte es fast nicht glauben – ein Kanal, über den weiter hinten eine weiße Zugbrücke holländischen Stils führte. An beiden Seiten standen in jeweils einer einzigen langen Reihe Häuschen, die zwar hölzern und provisorisch errichtet schienen, Hanno aber in ihrer Proportion an die Architektur des Fehngebiets erinnerten. Hinter den Häuschen erstreckten sich bestellte Felder, und das Ende des Dorfes markierte eine kleine Windmühle.

Hanno setzte sich auf einen Stein und besah das Treiben: Ein beladener Pferdewagen bog eben von der Mühle auf die Süder-

wieke ein, während ein anderer die Norderwieke hinauffuhr. Junge Männer und Frauen arbeiteten auf den Feldern. Kinder und Alte waren keine zu sehen. Hanno war klar, dass er sein Ziel erreicht hatte – doch er wusste nicht, ob seine Sinne ihm einen Streich spielten. Also setzte er sich in Bewegung, um es zu überprüfen.

„Er kommt aus Ostfriesland? Dann bringt ihn zu mir.“ Die mächtige Stimme drang aus einem größeren Haus, fast schon ein Hof, dessen Eingang eine zierliche Dame bewachte. Sie trug eine Prinz-Heinrich-Mütze. Mit verschränkten Armen stand sie vor Hanno und sah ihn scharf an. Dann machte sie den Weg frei und sagte: „Bitte, Sie haben es ja selbst gehört. Aber regen Sie ihn bloß nicht auf, der Meister ist sehr krank.“ Hanno trat über die Türschwelle, ging durch einen schmalen Flur und kam dann in eine Stube mit Kachelofen und Eichenholzschrank. Gemütlich, aber ziemlich düster. „Hier hinten, *mien Jung*.“ Gerdes lag bis oben hin zugedeckt auf einer ausladenden Polsterkombination und versuchte, sich aufzurichten. Hanno erkannte ihn sofort: Das Haar inzwischen schütter, aber noch immer halblang und gewellt, der Körper gebrechlich, doch nach wie vor wuchtig – und gehüllt in feines Tuch, eine Art Seidenpyjama mit sehr großem Kragen.

„Teorema“, rief er laut, „*sett man em en Köppke Tee up*“, um gleich darauf in einen furchtbaren Hustenanfall zu verfallen. Die junge Dame mit der Prinz-Heinrich-Mütze – offenbar Teorema – kam herbeigelaufen und fauchte Hanno an:

„Was habe ich Ihnen gesagt?! Sie sollen den Meister nicht unnötig aufregen. Er ist viel zu schwach, um Besuch zu empfangen!“ Sie richtete hektisch das Kissen in seinem Rücken.

„Lass man gut sein, *mien Tüt*“, sagte Gerdes sanft und fügte hinzu: „Ich habe ihn erwartet.“ In diesem Moment sah Hanno die Katze, der er gefolgt war, am Fußende des Sofas sitzen. Sie leckte sich die Pfoten. Teorema blickte Hanno verwundert von der Seite her an und verließ die Stube wortlos. Gerdes wischte sich umständlich den Mund ab.

„Mein Name ist Hanno Bartels. Bitte entschuldigen Sie die Störung, ähm, Meister. Darf ich Sie ‚Meister‘ nennen?“

„*Segg man Haiku an mi*“, erwiderte Gerdes knapp und räusperte sich. „Kannst Dich da hinsetzen.“

„Wie haben Sie das gerade gemeint, Sie hätten mich erwartet?“

Gerdes lächelte: „Nicht Dich persönlich, Hanno, das nun gerade nicht, aber irgendwie hatte ich das Gefühl, dass hier noch jemand aus Ostfriesland auftaucht, bevor mein letztes Stündlein geschlagen hat. Das ist jetzt aber gut knapp geworden...“

„Bitte, sagen Sie nicht so etwas, Meister ... Haiku.“ In diesem Moment brachte Teorema ein Teeservice mit der Ostfriesenrose darauf, dazu Kandiszucker, Sahne und ein paar trockene Kekse. Und sehr starken Tee, den sie genauso einschenkte, wie man es an der Nordseeküste lernt: die Sahne behutsam an der Oberfläche verteilen, so dass psychedelische Muster entstehen. Dann ging sie wieder hinaus. Gerdes nahm seine Tasse.

„*Ik segg di loter, wat Du för mi doon kunnst. Aber wat mokst Du denn hier?*“

„Ich... ich bin so froh, Sie zu sehen, Haiku. Sie müssen mit mir kommen! Wir kämpfen in den Frieslanden für Ihre Sache. Wir sind schon ziemlich weit.“

„*Lot man good wesen, Hanno, ik mutt hier blieven*. Aber ich will Dich mal was fragen, *mien Jung*: Du kannst mir doch sicher sagen, warum die ostfriesische Halbinsel über Jahrhunderte so

für sich geblieben ist.“ Gerdes gab die Antwort selbst: „Wegen der Moorlandschaften, die sie vom Binnenland trennten. Und soll ich Dir noch was sagen? Das war gut so. Heute sind die Frieslande verloren. Und das liegt an Borwin Bandelow.“ Auf der Stirn des Meisters bildete sich eine Zornesfalte.

„Der Name sagt mir etwas“, sagte Hanno zögerlich.

„Borwin Bandelow ist Experte für Angststörungen und Ehrenvorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Panikforschung. Der hat die Ostfriesenwitze erfunden. Ich kann das bezeugen“, sagte Gerdes und zog die Augenbrauen hoch, „weil ich nämlich dabei war.“

„Auf dem Gymnasium in Westerstede“, flüsterte Hanno entsetzt und legte sich die linke Hand auf den Mund.

„Der Schnösel hatte eine Rubrik in der Schülerzeitung, die hieß ‚Aus Forschung und Lehre‘. Borwin konnte mich nicht leiden, war aber natürlich zu feige, mir das direkt zu sagen. Kann ich verstehen, ich hatte ja schon mit 14 so’n Kreuz.“ Gerdes breitete lächelnd die Arme aus. „Also hat er Polen-Witze genommen und umgebaut, um mich zu ärgern.“

„Und wie haben Sie darauf reagiert?“

„Ich war ja Ende der 60er der einzige Ostfrieser dort, vielleicht noch zwei, drei Mädchen aus Wiesmoor, da konnte man nicht viel ausrichten. Hab mir natürlich meinen Teil gedacht. Aber weißt Du was, Hanno“, sagte er, stellte seine Tasse ab und schenkte sich noch einmal nach, „Borwin war eigentlich harmlos, normale Nachbarschaftsfehde unter Teenagern. Das Problem ist...“, Gerdes wurde lauter, doch nun ereilte ihn wieder ein Hustenanfall, den Hanno mit erschreckter Miene verfolgte, bis sich der Meister abermals den Mund abwischte und beiläufig murmelte: „Wieso werd ich eigentlich gerade im Oberland lungenkrank, *wat’n Quatsch*.“ Er nahm noch einen Schluck Tee und

sprach leiser weiter: „Das Problem ist, dass viele unserer Landsleute darauf eingestiegen sind. Und warum?! Weil es den verdammt Tourismus angekurbelt und auch manche Karriere begründet hat. Ich will hier keine Namen nennen.“

„Dabei haben die Witze gar nichts mit der Realität zu tun“, sagte Hanno.

„So ist es, *mien Jung*“, entgegnete Gerdes, „wir Ostfriesen sind weder dumm noch heiter, sondern von finsterem Existenzialismus, wenn ich das mal so sagen darf. Davon handeln meine Gedichte.“

„Eben, Meister, deshalb lieben wir sie so! Aber darf ich fragen, warum Sie Ostfriesland damals überhaupt verlassen haben?“

„Ja, wie soll ich das sagen? Das war nicht so geplant. Die Landschaft hat mich verschluckt.“ Gerdes sah aus dem Fenster. „Erst hier im Oberland begreift doch der Mensch seinen Platz im Universum.“

„Aber wie kam es denn zu dieser beeindruckenden Siedlung?“

„Das hat sich nach und nach ergeben. Ich bin hier in der Gegend paar Leuten begegnet, die mir gut gefielen. Die waren wie ich: alternativ, aber rückwärtsgewandt“, lachte er, „keine Ausgeflippten, eher Freimaurer. Solche Vereinigungen gibt es hier viele, da fällt man nicht weiter auf.“

„Friesen waren das ja sicher nicht...“, sagte Hanno, noch immer unter dem Druck seiner Mission.

„Nein, natürlich nicht. Aber wir hatten so eine gemeinsame Idee: Humanismus, Pantheismus, Demut, *weeist ja woll*. Du brauchst irgendeine Haltung, um Leute zusammen zu bekommen, sonst geht alles durcheinander. Am Schluss geht natürlich trotzdem alles durcheinander, das kann ja gar nicht anders enden.“

„Aber Meister, es kommt mir so vor, als hätten Sie hier ein neues Ostfriesland erschaffen“, erwiderte Hanno.

„Das nun nicht. Ich bin einfach am längsten hiergeblieben und konnte das dann bisschen so einrichten. Aber hör mir mal zu, *mien Jung*“. Gerdes beugte sich zu Hanno vor. „Wenn Du die Frieslande suchst und sie nicht da finden kannst, wo sie eigentlich sein müssten, dann würde ich mal hier nachschauen.“ Der Dichter klopfte Hanno auf die linke Brustseite und hustete leise. Dann rief er nach Teorema, die sofort erschien.

„Magst mir eben den Spaltkeil geben?“ Teorema sah ihn mit großen Augen an und ging zögerlich zum Eichenschrank. In dessen Mitte befand sich ein flackernd beleuchteter Schrein mit nur einem einzigen Gegenstand darin. Diesen hob Teorema vorsichtig heraus und überreichte ihn Gerdes. Der gab ihn weiter an Hanno.

„Kannst Du den wohl für mich nach Westgroßefehn bringen?“

„In die Schmiede?! Selbstverständlich, ich bin mit meinen Freunden häufig dort. Das ist quasi unser Wallfahrtsort“, sagte Hanno begeistert. Gerdes wirkte unbeeindruckt.

„In der Schmiede – musst Dir eben den Schlüssel besorgen, die haben ja so eine Art Museum daraus gemacht – da findest Du natürlich einen Amboss. Und an die Seite von dem Amboss, da gehört der Spaltkeil hin. Magst das wohl für mich erledigen?“

„Selbstverständlich, Meister, das ist mir eine Ehre!“

„Musst mich nun eben ausruhen lassen, Hanno. Mir geht's nicht so gut.“ Gerdes deckte sich wieder zu. Teorema berührte Hannos Schulter, deutete mit dem Kopf zur Tür und flüsterte: „*Gö mer use.*“

Als sie vor dem Haus standen, sah sich Hanno den Metallkeil genauer an. Es war eine Textzeile darauf eingraviert: ‚*Wat ik mit een Woord seggen kann*‘. Hanno blickte zu Teorema. Sie nickte.

In dieser Nacht verstarb der Meister, und über das Dorf fiel Trauer. Hanno blieb noch ein paar Tage dort und durfte feststellen, dass sich Gerdes‘ Ableben wohl schon längere Zeit angedeutet hatte. Zumindest schien die Bestattungszeremonie bereits minutiös geplant gewesen zu sein – wohl nicht von Gerdes selbst (der Charakter mancher Darbietung ließ darauf schließen), sondern durch verschiedene Schlüsselfiguren der Kommune, die Hanno in diesem Zuge kennenlernte. Darunter war Christoph, der sich inzwischen ‚Fabian‘ nannte. Nicht zu glauben, ein Gesicht aus Hannos Vergangenheit! Fabian gehörte im Auricher Jugendzentrum seinerzeit zu den Anhängern des drogenfreien *Straight Edge-Hardcores*. Hanno hätte ihn fast nicht erkannt, denn er wirkte nun fast wie ein buddhistischer Mönch. Aus seinen Erzählungen sprach, dass er den langen Weg über Berlin und Brandenburg, Castaneda-Lektüre und *New Age*-Seminar, systemische Beratung und Sexualtherapie gegangen war, bevor ihn der Ruf der oberländischen Fehnkolonie ereilte. Nach Hannos Lebensverhältnissen erkundigte er sich nicht.

Zu den internen Aspirantinnen auf die Gerdes-Nachfolge zählte Karolin, die sich hier – mutmaßlich nach Hesse – ‚Demi-an‘ nennen ließ. Sie hatte sich nach dem Ende ihres befristeten Vertrags als Oberassistentin an der Folkwang-Universität Essen auf die Spuren von Johannes Itten gemacht, jenem umstrittenen Oberländer Kunstlehrer, der die expressionistischen Tendenzen am frühen Bauhaus prägte. Warum sie dann ausgerechnet in der Siedlung des charakterlich doch ganz anders gelagerten Gerdes gelandet war, wollte sich Hanno nicht recht erschließen. Jeden-

falls hatte Demian bald verschiedene Personen dazu ermutigt, ihr nachzufolgen, darunter Tanz- und Schauspiel-Studierende, die wiederum weitere Bekanntschaften anzogen, denen die reine Energie des *Physical Theatres* zusagte. Für diese Gruppe, so schien es Hanno, war die Siedlung ideale Kulisse einer Freilichtshow und willkommener Bedeutungsträger.

Nachdem Gerdes' Überreste auf einem riesigen Scheiterhaufen verbrannt und seine Asche verstreut worden war, quasi auf der *Aftershow-Party*, diskutierte Demian am Lagerfeuer das performative Potential des Schlafsacks, „der ja als Objekt schon von sich aus sehr viel mitbringt“. Im Anschluss fand ein öko-feministisches Puppenritual statt: Die Figur ähnelte der ehemaligen Finanzanalystin, die sie führte bzw. aus ihr herauswuchs. Nach der Aufführung wandte sich Demian an das Publikum und deklamierte:

„Die Aufklärung war ein Irrweg. Wir wollen zurück zur Hexerei. In unseren Künsten geht es nicht um technisches Handwerk, sondern um Animismus. Diese Puppe lebt.“ Du meine Güte, dachte Hanno, wohin würde sich das Dorf unter ihrer Herrschaft nur entwickeln?!

Teorema erzählte tags darauf Hanno einiges aus dem bisherigen Alltag, während sie entlang des Kanals spazierten. Gerdes hatte sich offenbar darauf beschränkt, den Rahmen der gemeinsamen Lebensweise sicherzustellen. Sie verwendeten ausschließlich regionale und saisonale Produkte, und soweit es die Anbauverhältnisse erlaubten, betrieben sie Subsistenzwirtschaft. Elektronische Geräte und sogar der Stromgenerator sollten nur im Ausnahmefall zum Einsatz kommen, jedenfalls nicht während der Mahlzeiten. Stattdessen förderte Gerdes die Entwicklung analoger Arten des Spiels sowie die Herstellung einfacher Medi-

kamente. Gewinn brauchte keiner erwirtschaftet zu werden, denn das Land war die Schenkung eines Gönners aus den frühen Tagen der Kommune.

Wenn Gerdes nicht genau hinsah, so wusste Teorema zu berichten, frönte manch einer in der Gemeinschaftsscheune dem ‚harten Qi-Gong‘, auch gab es einen Gesprächskreis über das nahende Ende der Welt, von dem Gerdes nichts wissen durfte. Selbst die anti-bürgerlichen Künstlernamen und die hier und dort getragenen Kultgewänder fand der Meister überflüssig. Wie man es sich auch von anderen Kommunen erzählt, wurden verbotene Genussmittel (hier etwa geschmuggelte Fischrogen) zu hohen Beträgen gehandelt. „Was verboten wird, steigt im Preis“, sagte Teorema lachend.

Ja, nicht alles hatte Gerdes zugesagt, seine Jüngerinnen und Jünger gingen ihm bisweilen zu weit. Selbst seine eigene Trauerfeier wäre ihm zu esoterisch gewesen, eine herkömmliche Erdbestattung hätte ihm eher entsprochen. So sollte nun wenigstens der Keil zurück an den für ihn bestimmten Ort. Und immerhin gab es einen traditionellen Gedenkstein am Dorfrand, zu dem Hanno und Teorema an diesem Nachmittag unterwegs waren.

Teorema begleitete ihn seit Gerdes‘ Tod auf Schritt und Tritt. War Hanno für sie nun, da er im Besitz des Spaltkeils war, des Meisters Stellvertreter? Sie war eine der wenigen Schweizerinnen hier und hieß in Wirklichkeit Theodora Haldimann. Sie hatte Politologie an der Uni Zürich studiert, aber abgebrochen. Teoremas Gedanken zu ihrer Heimat fand Hanno hochinteressant:

„Es gibt diese starke Vorstellung von der Schweiz in den Köpfen von Nicht-Schweizern.“

„Ja genau“, sagte Hanno, „das Gleiche kann ich über Ostfriesland sagen.“

„Das liegt daran, dass wir unseren Nationalmythos verspätet nachgereicht haben. Wir brauchten dafür erst den Blick von außen, vor allem aus England: Byron, Shelley, Burke, Turner. Erst das Schlagwort vom ‚Erhabenen‘ machte es uns möglich, die Berge nicht mehr als feindseliges Gelände, sondern als Sehnsuchtsprojektion aufzufassen.“ Teorema blieb stehen und deutete auf das Bergmassiv in der Ferne. „Weißt Du, wer den Wildstrubel als erster bestiegen hat? Das war Leslie Stephen 1858, englischer Adliger und Gründer des Alpenvereins. Wenig später machte Thomas Cook das Terrain breiteren Schichten zugänglich. Die Schweiz wurde zum ‚*Playground of Europe*‘, wie Stephen das nannte.“

Hanno war von Teoremas Klarheit begeistert. Sie sagte das einfach so dahin. Als sie zur Mühle kamen, neben der das Monument des Meisters platziert worden war, setzte sie ihren Vortrag fort:

„Mit dem Ersten Weltkrieg erweiterte sich die Metapher vom Spielplatz um die des Refugiums: Ganz Europa war in Not, nur die Schweiz bot noch eine Zuflucht abseits des allgemeinen Niedergangs – das Land wurde zur tatsächlichen oder auch nur gedanklichen Bleibe, jedenfalls zu einem Ort zahlreicher Zuschreibungen von außen. Der *Monte Verità* ist ein gutes Beispiel dafür.“

„Eigentlich ist das doch heute immer noch so“, gab Hanno die nächste Vorlage.

„Richtig: In Europa und darüber hinaus herrscht ein apokalyptisches Grundgefühl. Die Verhältnisse sind polarisiert. Nur auf die Schweiz können sich fast alle einigen. Und weißt Du was?“ Teorema blieb stehen und wandte sich Hanno zu: „Wir

Schweizerinnen und Schweizer haben den kulturalisierenden Blick inzwischen erwidert. Die Welt ist aus unserer Sicht ein Schlachtengemälde, das man erschauernd aus der Distanz betrachtet.“

Sie waren an Gerdes' Gedenkstein angekommen – wenigstens eine materielle Manifestation bei all der Geisterbeschwörung. Des Meisters erstes und einziges Haiku war darauf eingemeißelt. Gerdes hatte es Teorema auf dem Sterbebett diktiert und buchstabiert; es führte gedanklich zurück ins Fehngebiet:

De Schövels paroat /dat Weer lett sück neet dwingen/gau is dat toloat.

Was das wohl bedeuten solle, fragte Teorema und nahm Hannos Hand. Naturgemäß, sagte Hanno, könne man Haikus nicht gut übersetzen. Aber das hier sei eine Meditation über den Klimawandel.

Am nächsten Tag brach Hanno auf. Teorema brachte ihn noch bis nach Zweisimmen und küsste ihn zum Abschied dreimal auf die Wangen.

„Komm doch mit mir“, sagte Hanno.

„Nein“, erwiderte Teorema, „das hätte Gerdes nicht gewollt“.

Hanno setzte sich in Richtung der Frieslande in Bewegung, mit einem historischen Spaltkeil in der Tasche. Als sie den Thunersee entlangrollten, nahm er ihn vor und las noch einmal die Inschrift. *Wat ik mit een Woord seggen kann.* Was sollte er nach seiner Rückkehr Maïke Tjaden und der *Groep* erzählen? Vielleicht dies: Jede Bewegung entwickelt Verbote. Und was verboten wird, steigt im Preis.

Unter endlosem Himmel an der Schmiede in Westgroßefehn, entdeckte Hanno besagten Amboss auf den ersten Blick. Und als er das Spaltgerät neben den mächtigen Schmiedeblock legte, so wie Gerdes es verlangt hatte, sah er auch dort eine gravierte Inschrift. Da stand: *dor hett en twede nix to söken*.

Nachbemerkung: Die kombinierte Inschrift auf den Schmiedewerkzeugen ist ein Zitat der von mir verehrten Dichterin Greta Schoon (1909-1991). Ich bin nicht mit ihr verwandt, sondern gehöre zum anderen Schoon-Zweig, es gibt in Spetzerfehn mehrere davon. Gerdes' einziges Haiku stammt dagegen aus der Feder meines Onkels Heinrich Hinrichs, ebenfalls aus Spetzerfehn. Gerdes' frühe Schimpftirade auf politische Verantwortungsträger habe ich Herbert Gruhl (1921-1993) entliehen, der in den 1970er Jahren Umweltbeauftragter der CDU war und später zu den Gründungsmitgliedern der *Grünen* gehörte.

Ich danke meinem Bruder Christoph Schoon, seines Zeichens Pastor in Timmel, für das kritische Lektorat der plattdeutschen Verse. Und meinem Kollegen Martin Christ für die Korrektur der berndeutschen Halbsätze.

**Löwenthal und Schnitzler probieren,
eine Schnittmenge zu bilden.**

IN DER AUBERGINE

Die Begegnung ist an sich unwahrscheinlich. Warum sitzen diese zwei hier beisammen, dazu noch in solch einem Ambiente? Seht nur, Löwenthal und Schnitzler bei einem Glas Schaumwein, so als sei das gar nichts Besonderes! Als wären sie nicht im Auftrag ihrer Systeme dafür zuständig, die Propaganda des jeweils anderen zu widerlegen. Fürchten sie denn keine Kameras? Und wer ist der dritte Mann in der Runde? Da kommt die Bedienung, in weißer Weste tritt sie jovial an den Tisch. Aber das ist kein Kellner, nein, auch diese Person haben wir schon einmal im Fernsehen gesehen. Das ist doch der Starkoch Eckart Witzigmann, und nun erkennen wir auch, wo sie sitzen: Im Restaurant *Aubergine* am Maximiliansplatz zu München, drei Sterne und ein Team von 18 Köchen für ein paar Dutzend Gäste. Der Menüfolge nach zu urteilen, dürfte es der Sommer 1983 sein, und wenn uns nicht alles täuscht, hat die PR-Agentur Hennenhof aus Königstein im Taunus dieses Treffen arrangiert.

Löwenthal und Schnitzler stehen derzeit in der Öffentlichkeit nicht gut da, beide nicht, ein wenig professionelle Hilfe könnte da nicht schaden. Dumm nur, dass die PR-Agentur mit drinhängt. Der dritte Mann am Tisch, ein gepflegter Herr im gutsitzenden Anzug, das ist Hennenhofer selbst. Er wirkt weltmännischer als die zwei prominenten TV-Journalisten, die sich durchaus ähneln: beide über 60, Seitenscheitel, Hornbrillen mit dicken Gläsern, angestrengter Blick. Bevor wir lauschen, was dort gesprochen wird, sollte man kurz schildern, wie es zu diesem Treffen gekommen ist. Drehen wir also die Zeit um einige Tage zurück.

Karl-Eduard von Schnitzler träumt in seiner Zweitwohnung am Prenzlauer Berg von Riga in Livland. Nur der Vollrausch lässt ihn derzeit noch schlafen. Als er schwitzend erwacht, liegt die Feindespresse bereits auf dem Beistelltisch. Er ahnt nichts Gutes, dreht sich noch einmal um – und schwingt dann doch die Beine aus dem Bett, um das Blatt zu nehmen und zögerlich zu wenden. Wie zu befürchten war und bereits durchgesickert ist: Auf der letzten Seite – der, mit den dreckigen Geschichten – geht es um seine eigenen Eskapaden, aber auch um die seiner Gattin. Zwei Paar Damenstrümpfe im Wert von 16,40 DM sind das Hauptproblem. Die Schauspielerin Marta Rafael von Schnitzler wurde dabei beobachtet, wie sie das Warenhaus *Bilka* am Zoo verließ, ohne zu bezahlen. Ihr Mann Karl-Eduard saß währenddessen, beschattet vom West-Berliner Nachrichtendienst und einigen Journalisten, in einer Bar am Kurfürstendamm und wartete darauf, sein VW-Kabriolett aus der Werkstatt nebenan abholen zu dürfen. Dabei sei er, so die Zeitung, nach mehreren *Whisky Sours* bereits am frühen Nachmittag fahruntauglich gewesen. Der SED-Chefpropagandist ein deka-

denter Bourgeois, auch seine Frau der Konsumkultur anheimgefallen?! Das wird nun die gesamte West-Presse genüsslich ausschachten. Sogar Kanzler Kohl könnte sich dazu äußern. Und natürlich Löwenthal. Eine Katastrophe, Genosse Honecker ist bereits informiert und außer sich. Schnitzler wirft die Zeitung auf sein Bett und blickt leer vor sich hin.

Zur gleichen Zeit im schönen Mainz ist Gerhard Löwenthal ebenso konsterniert. Die Medien haben spitzgekliebt, dass er sich auf Kosten des Apartheidregimes nach Südafrika hat einladen lassen. Premierminister Botha bezahlte, die PR-Agentur Hennenhofer aus Königstein im Taunus hat vermittelt – wie schon in vielen Fällen zuvor. Ganze Reisegruppen von CDU/CSU- und FDP-Politikern haben über die letzten Jahre Kapstadt besucht, Safaris im Kruger-Nationalpark gemacht und sich später im Bundestag gegen Sanktionen ausgesprochen. Das ist nun leider aufgefliegen, wie auch Bothas Einladung an Löwenthal, nach all der positiven Berichterstattung nächstes Mal als «Staatsgast» ans Kap zu reisen. Nicht auszudenken, was Konkurrent Schnitzler daraus machen wird. Der einzige Trost: Dem geht es derzeit auch nicht besser. Löwenthal dreht die vor ihm stehende Teetasse mehrfach um die eigene Achse. Vielleicht wäre es ratsam, einige Absprachen mit der Gegenseite zu treffen, denn die Schelte vom Klassenfeind braucht es jetzt nicht auch noch. Vielleicht sieht Schnitzler das genauso. Löwenthal greift zum Telefon, direkte Linie zu Gerd Hennenhofer. Dem gefällt die Idee, er streckt seine Fühler in Richtung Ost-Berlin aus und ruft noch am gleichen Tag zurück: Schnitzler will tatsächlich reden, aber nicht am Telefon und schon gar nicht in Berlin. «Sehr gut, Gerd», sagt Löwenthal, «dann reservier uns irgend-

was. Auf neutralem Terrain.» «Mir wird schon etwas Passendes einfallen», lächelt Hennenhofer.

Der Sommelier empfiehlt einen Vernatsch aus dem Vinschgau. Löwenthal nickt und raunt: «Eine Nummer kleiner hätte es auch getan. Und unauffällig ist das hier nicht gerade.» Aber Schnitzler hebt sein Glas: «Mir gefällt's. Wer erwartet denn schon, mich hier sitzen zu sehen. Da kann es sich doch nur um eine Verwechslung handeln.» Lächelnd prostet er Hennenhofer zu. Doch Löwenthal sagt ernst: «Nun zur Sache, Schnitzler...»

Man muss die Sache noch einmal kurz einordnen: Gerhard Löwenthal ist den Nazis nur knapp entronnen, hasst aber auch den Sozialismus. Seit 1969 politisiert er im *ZDF-Magazin* gegen die DDR. Seine Titelmusik ist polnische Avantgarde. Im Osten Karl-Eduard von Schnitzler, angeblich Nachfahre des deutschen Kaisers, aber linientreuer Sozialist. Als so genannter «Sudel-Ede» giftet er wöchentlich im *Schwarzen Kanal* gegen die Bundesrepublik. Sein Jingle ist eine Art Klangcollage. Mit Löwenthals und Schnitzlers Schlussworten in ihren jeweils letzten Sendungen wird der Kalte Krieg zu Ende gehen, noch aber läuft er auf Hochtouren. Löwenthal sagt also im Sommer 1983 in der *Aubergine* zu München bei einem Glas Vernatsch aus dem Vinschgau ernst: «Nun zur Sache, Schnitzler...»

«Solche Restaurants gibt es auch in Moskau», fällt ihm Schnitzler ins Wort. Die Stadt sei überhaupt voll von Hochkultur.

«Die allerdings», entgegnet Löwenthal genervt, «mit dem Moskauer Alltag wenig zu tun hat.»

«Es kommen ja auch die besten Pianisten von dort, etwa Vladimir Horowitz...» Schnitzler lässt sich nicht bremsen, er

schwenkt sein Glas, hält es kennerhaft gegen das Licht und zeigt damit, dass der Kalte Krieg auch ein Kulturkampf ist.

«Horowitz kommt aus der Ukraine und lebt seit Ewigkeiten im Ausland», sagt Löwenthal trocken.

»Und natürlich der unsterbliche Svyatoslav Richter.«

«Ebenfalls aus der Ukraine...»

«Horowitz erwarten wir übrigens demnächst für ein Gastspiel in der alten Heimat...», sagt Schnitzler, sein Glas unbeirrt weiter-schwenkend.

Nun wird es Löwenthal zu bunt. Mit gespielterm Charme flötet er:

«Sie sind ja, wenn ich mich recht entsinne, auch einmal als Pianist im Fernsehen aufgetreten.» Da hat Löwenthal recht, doch was sich wie ein Kompliment anhört, ist in Wirklichkeit die gezielte Erinnerung an eine peinliche Episode. Tatsächlich hat sich Schnitzler 1977 in der DDR-Jugendsendung *RUND* als Barpianist versucht. Es war grauenhaft, ein entsetzlich steifer Blues in völliger Abkehr von der Begleitband. Schnitzlers Augen funkeln düster in Richtung Löwenthal, doch der legt nach:

«Kam ja in der Presse...»

«Sie meinen, in der West-Presse...»

«...weniger gut an als etwa Helmut Schmidts Mozart-Interpretation mit Christoph Eschenbach und Justus Frantz.»

Darauf kommt Löwenthal also zu sprechen, und das ist vielleicht ungeschickt. Ja, so könnte man es sagen, doch wäre das noch untertrieben, denn trotz beschwichtigender Worte des PR-Experten Gerd Hennenhofer leert Schnitzler sein Glas nun in einem Zug und sagt, als gerade ein Kellner mit appetitlichen Tellern heraneilt:

«Dieses Kaninchen essen Sie ohne mich.»

«Schnitzler», ruft Löwenthal, «so seien Sie doch nicht kindisch.»

«Dieses Kaninchen», schreit Schnitzler und wirft seine Serviette dem Kellner an die Brust, «essen Sie ohne mich.»

So aber kam es, dass Karl-Eduard von Schnitzler in der nächsten Ausgabe des *Schwarzen Kanals* hämisch von Gerhard Löwenthals Südafrika-Reise sprach, während Gerhard Löwenthal im kommenden *ZDF-Magazin* Karl-Eduard von Schnitzlers Gattin eine Diebin und ihn selbst einen Trunkenbold nannte, der in Westwährung zahlt. Sie sagten dies so, wie sie es von sich selbst gewohnt waren und das Publikum auf beiden Seiten der Grenze es nicht anders von ihnen erwartete.

Inhalt

White Suburbia.

Cape Town	6
Stellenbosch	27
Johannesburg	44

Tempura.

Overbecks Nachsommer	54
Firing Line	119
Berge der Wahrheit	132
In der Aubergine	160

Bildnachweis

- Abb. 1: Portion of a Map of Newlands 1906-7,
courtesy Cape Town City Council
- Abb. 5: Videostill Beatenberg: «Camera» (min. 2.44)
- Abb. 8: Instagram-Post Schoon.Eating, 8.12.2022
- Abb. 9: Cover Arnold van Wyk, Hubert Du Plessis:
“Nagmusiek / Trio Vir Klavier, Viool & Tjello”
- Abb. 15: Collage: Olaf Habelmann
privat: Abb. 2-4, 6-7, 10-14

White Suburbia ist eine Spurensuche in und um Kapstadt. Wir sitzen in einer Villa am Osthang des Tafelbergs, probieren Napoleons Dessertwein, analysieren Songtexte einer Indie-Band, treffen einen calvinistischen Bäckermeister – und starren auf ein paar Fotos aus dem Familienalbum. Im Essay deuten sich vier Erzählungen an. Sie folgen im Anschluss unter dem Titel *Tempura*.

Tempura, das sind frittierte Häppchen. Ehemals aß man in den vierzig Tagen vor Ostern ‚Tempora‘, also die Zeit selbst. In Japan wurde das Gericht derart verfeinert, dass Roland Barthes schrieb, es habe «zur Hülle allein die Zeit, die ihr Festigkeit verleiht». Die Farbe der Speisen wird vom Teigmantel kaum verdeckt. Wir folgen in diesen Erzählungen Personen durch die Begegnungszonen der Zeitgeschichte. Was in ihnen verborgen ist, lässt sich jederzeit erahnen. Und die Orte, an denen sie sich aufhalten, sind von einer so dünnen Zeitschicht überzogen, dass Wiederholung und Differenz sichtbar werden.

Andi Schoon (*1974) ist Kulturwissenschaftler, Autor und Co-Leiter des Y Instituts an der Hochschule der Künste Bern.

curatorbooks
edition taberna kritika
cccc.ch

Phasis
Rea Dubach
978-3-03947-011-2

Und wer möchte das nicht
Christian von Zimmermann
978-3-03947-010-4

aaaa press
exhibition catalogue
978-3-03947-009-9

The Ends
The end is not the end.
978-3-03947-008-2

MINERVA
Sticker Edition
978-3-03947-007-3

Christian Pauli
L vel 54
978-3-03947-006-8

Ausführliche Informationen über unsere
Neuerscheinungen und das Gesamtprogramm finden Sie im
Internet unter www.etkbooks.com

edition taberna kritika
Gutenbergstrasse 47
CH - 3011 Bern
Tel.: +41 (0) 77 425 2 180
info@etkbooks.com | <http://www.etkbooks.com>

